

Vatersein 2013

Aktive Väter an der TU Dortmund



Inhalt

4 VORWORT UND EINLEITUNG

6 CARSTEN FESSLER **Das Schweizer Taschenmesser**

„Manche Zöpfe brauchen verdammt lange, bis sie abgeschnitten werden.“

12 KAI SCHMIDT **Der Multityp**

„Die große Schwester hat geholfen.“

16 ALEXANDER SCHNURR **Der Wissenschaftsvater**

„Ich finde es gut, wenn Kinder sich mit anderen Kindern erproben.“

25 ANDREAS HOFFJAN **Der Organisator**

„Wir haben ein Stadium erreicht, wo die Freude überwiegt.“

30 ANDREAS RABE **Der kontaktfreudige Kümmerer**

„Man bräuchte ein Kinder-Outlook.“

37 TIM STANIK **Der Nachmittagsvater**

„Der Weg ist das Ziel“

42 WOLFGANG SONNE Der Anti-Vater-Vater
„Ich bin kein Vater aus dem 19. Jahrhundert.“

48 JOACHIM KREISCHE Der Theoretiker
„Wir haben vieles auf uns zurollen lassen.“

54 MICHAEL SCHÄFER Der KeinTypVater
„Wir waren mitten im Studium.“

59 THOMAS WEIDENHEIMER Der Freund und Ansprechpartner
„Ein Laufstall neben meinem Schreibtisch.“

66 RESÜMEE

70 JEFFREY BROWN Der Comicvater

71 IMPRESSUM

Vorwort

Männer und Frauen werden bei uns in gleicher Weise beruflich gefordert.

Bei Frauen wird hierbei regelmäßig automatisch eine mögliche Mutterrolle assoziiert und insgeheim oder ausdrücklich die Frage nach der Vereinbarkeit dieser Aufgabenbereiche gestellt, unabhängig von der jeweils vorliegenden realen Familiensituation.

In Gesprächen mit Männern hingegen wird über die parallele Rolle als Vater sehr viel seltener nachgedacht. Und noch seltener wird über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Väter gesprochen.

Vereinbarkeit – so wird vermutet – ist eher eine Sache der Frauen und Mütter. Weit gefehlt, wie diese Broschüre zeigt! Als Vater dreier Kinder und als Kanzler dieser Universität wünsche ich Ihnen eine aufschlussreiche Lektüre dieser spannenden und vielfältigen Interviews. Sie zeigen die ganze Spannbreite der Vereinbarkeitsthemen für Väter. Sie bieten Ideen und Diskussionsstoff für andere Väter an der TU Dortmund und solche, die es werden wollen.

Albrecht Ehlers

Kanzler der TU Dortmund

Einleitung

Praktika machten es möglich: diese Broschüre entstand 2013 als Praktikumsprojekt zweier Studentinnen: Debora Rahma fand die Väter, führte und verschriftlichte die Interviews. Nadine Dannenberg kürzte und redigierte, analysierte und gestaltete die Interviews, so dass Sie diese Broschüre nun in Händen halten können.

Beim Lesen begegnet Ihnen zuerst ein kurzes Profil des Vaters. Danach führt Sie die Interviewerin szenisch in die Gesprächssituation ein (kursiv gedruckt). Die Interviews folgen alle einer ähnlichen Struktur: Alltägliches, Berufliches und Vater-Rollen. Am Ende dieser Broschüre finden Sie eine Analyse der Interviews, in der einige Kerngedanken aus sozialwissenschaftlicher Perspektive herausgearbeitet sind.

Ein großer Dank gilt Debora Rahma und Nadine Dannenberg: ihr könnt stolz auf euer Produkt sein – ich bin jedenfalls beeindruckt, wie engagiert ihr euch diesem Projekt gewidmet habt! Auch die Interviewten haben mich beeindruckt. Ihnen gehört auch ein herzliches DANKESCHÖN! Es ist großartig, dass es an unserer Universität diese Väter gibt, die über ihre Rolle, ihre Karriere und die Bedeutung von Kindern für ihren Beruf und ihr Privatleben Auskunft geben. Sie tragen damit zu einer Reflektion von Vatersein in unserer universitären Zusammenarbeit bei!

Dr. Ute Zimmermann

Stabsstelle Chancengleichheit, Familie und Vielfalt

6 CARSTEN FESSLER Das Schweizer Taschenmesser

„Manche Zöpfe brauchen verdammt lange, bis sie abgeschnitten werden.“

12 KAI SCHMIDT Der Multityp

„Die große Schwester hat geholfen.“

16 ALEXANDER SCHNURR Der Wissenschaftsvater

„Ich finde es gut, wenn Kinder sich mit anderen Kindern erproben.“



Carsten Fessler (*1970) ist Mitarbeiter im IT und Medien Centrum (ITMC) und lebt mit seiner Frau und Sohn Lenjo (*2010) in Dortmund. Sohn Jan (*1992) stammt aus einer früheren Verbindung, Sohn Larin (*2013) wurde kurz nach dem Interview geboren.

Das Schweizer Taschenmesser

Auf dem Weg zu Carsten Fesslers Büro verletze ich mich unglücklich an der Hand und komme nun mit einem blutigen Finger bei ihm an. Eilig bringt er mich zur Küche, holt den Medizinkoffer aus dem Schrank und verarztet mich mit professionellen Handgriffen. „So was passiert meinem Kleinen andauernd. Da ist man dann geübt drin“, erklärt er lachend, während er ein Pflaster zurecht schneidet. Nachdem mein Finger versorgt ist, ziehen wir in sein Büro um, das sich gerade im Umbau befindet, aber bereits mit drei großen Bildschirmen ausgestattet ist. Die braucht Carsten Fessler als IT-Betreuer unbedingt.

Morgenrituale

Weniger hektisch als unser Interview beginnt normalerweise sein Tag. Er steht früher auf als seine Frau und sein Sohn Lenjo, damit er noch in Ruhe einen Kaffee trinken kann. Erst dann weckt er seinen Sohn, dem er jedoch im Moment nicht selbst beim Anziehen helfen darf. Mit einem amüsierten Grinsen erklärt Carsten Fessler: „Mama muss alles machen im Moment. Es ist der typische Klassiker: Lenjo merkt langsam, dass er bald einen Bruder haben wird und sozusagen vom ‚Thron‘ gestürzt wird. Deswegen muss meine Frau im Moment hauptsächlich seine Umsorgung übernehmen.“

Bevor er selbst zu seinem Arbeitsplatz an der TU Dortmund fährt, bringt der IT-Betreuer montags bis donnerstags seinen Sohn zur Tagesmutter, die ihn bereits seit September 2012 betreut. Ab August 2013 wird Lenjo dann eine KiTa in Dortmund besuchen. Carsten Fessler erklärt, dass die Wahl einer KiTa nicht so einfach war: „Hier war es ein bisschen schwierig, denn die eine KiTa nimmt ja gerne Kinder unter einem Jahr.“ Kopfschüttelnd fährt er fort: „Das stand für uns außer jeder Frage. Denn ich wollte die Elternzeit unbedingt machen und ich fände es auch ein bisschen zu früh, den Kleinen mit einem Jahr schon in die KiTa zu packen, wenn man nicht gerade muss.“ Schnell räumt er aber noch

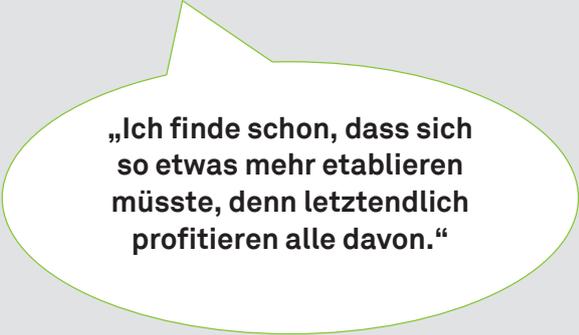
ein, dass er das nicht grundsätzlich schlecht fände. „Da gibt es ja immer auch Gründe dafür, aber für uns bot sich die Möglichkeit, das anders zu machen.“

Die besten Jahre

Bei der Organisation der Betreuungszeiten sei seine flexible Arbeitszeit ein entscheidender Vorteil gewesen. „Ich kann meine Stunden reduzieren, ohne dass das in Action ausartet“, berichtet der 43jährige Vater zufrieden. „Das finde ich sehr angenehm.“ Seine 25 Arbeitsstunden in der Woche kann er individuell gestalten. Also hat er sie so verteilt, dass er von Montag bis Mittwoch den Kleinen auch wieder von der KiTa abholen kann und dann seine Betreuung übernimmt. Donnerstags übernimmt das seine Frau und der Freitag ist der gemeinsame Familientag. „Es ist eigentlich perfekt“, resümiert er strahlend.

Die TU Dortmund sei in dieser Hinsicht sehr entgegenkommend. Während er sich entspannt zurücklehnt, erinnert er sich an den Moment, in dem er im Kollegium verkündete, ein Jahr in Elternzeit gehen zu wollen. „Keiner war wirklich geschockt, sondern eher besorgt, dass jemand anderes für so lange Zeit meine Tätigkeiten übernehmen sollte. Sie machten sich Sorgen, ob die Übergänge reibungslos verlaufen würden.“ Carsten Fessler winkt ab:

„Aber ich denke, die Ängste waren völlig unbegründet.“ Für Freunde, die in der Industrie arbeiten, sähe die Situation jedoch etwas anders aus. „Das findet man leider nicht in der freien Wirtschaft.“



„Ich finde schon, dass sich so etwas mehr etablieren müsste, denn letztendlich profitieren alle davon.“

Begeistert gerät er ins Schwärmen: „Ich finde es schön, wenn man die Möglichkeit hat, relativ reibungslos seinen Job unterbrechen zu können, um sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern. Das sind doch die besten Jahre. Gerade wenn die Kinder klein sind, bekommt man noch am meisten mit. Für mich war klar, das auch mal erleben zu wollen. Ich hatte einfach Lust zu erfahren wie es ist, den Kleinen in dieser besonderen Phase seines Lebens zu betreuen und aufwachsen zu sehen.“

Spinat und Kartoffeln

Nun erwarten Carsten Fessler und seine Frau ein weiteres Kind. Die Arbeitsteilung möchten sie wieder ähnlich gestalten wie nach der Geburt von Lenjo: zunächst wird der IT-Fachmann ein ganzes Jahr in Vollzeit arbeiten und seine Frau die Kinderbetreuung übernehmen. Danach werden die Rollen getauscht und Carsten Fessler wird erneut in Elternzeit gehen. Dieses Vorgehen habe sich schon beim ersten Mal bewährt. Die väterlichen Gedanken schweiften zurück: „Das war eine ganz neue Erfahrung.“ Mit leichtem Stolz in der Stimme erzählt er, dass er in dieser Zeit erst richtig kochen gelernt habe. „Ich fand es blöd, Fertignahrung aufzuwärmen. Das ist doch total doof. Kinder sollen was mitkriegen und man muss was tun, wenn man essen möchte. Da muss man auch mal Kartoffeln schälen. Das habe ich mir dann angeeignet, weil es einfach dazu gehörte.“ Carsten Fessler lacht herzlich: „Deswegen mag der Kleine jetzt ganz gerne Spinat und Kartoffeln!“

Wenn nun erst Mal seine Frau zu Hause bleibt, heißt das aber nicht, dass sie den Haushalt alleine übernehmen muss. „Natürlich helfe ich auch“, erklärt er überzeugt. „Bei uns gibt es nicht das typische Rollenklentel, à la ‚Du musst bügeln, putzen usw.‘, sondern so wie es gerade kommt.“

Es gibt ein paar Dinge, die kann sie halt besser und manche Dinge kann ich besser.“

Geradeheraus beschreibt er: „Ich bin auch so ein Typ, ich kann bei schlechtem Wetter mit dem Kleinen auch ein paar Stunden draußen bleiben, wo sie nicht so viel Bock drauf hat. Mich stört das nicht, ich ziehe mich warm an und gehe mit ihm nach draußen. Wir ergänzen uns einfach ganz gut.“ Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass Carsten Fessler sich selbst mit einem leisen Seufzen als ein ‚Schweizer Taschenmesser‘ bezeichnet: „Als Vater muss man in vielen Dingen flexibel reagieren können, seinen Mann oder auch Nichtmann stehen können, wie auch immer. Auch mal hart sein, mal weich sein. Im Prinzip das Rundumprogramm. Anders geht es gar nicht.“



Foto: Privat

Wie Außerirdische

Carsten Fessler hatte das Glück, in seiner Elternzeit schnell Kontakte zu anderen Vätern knüpfen zu können. „Ich hatte vorher schon in so einer Krabbelgruppe zwei Väter kennen gelernt, die mit mir fast komplett zeitgleich Elternzeit hatten. Einer nur halb, der andere fast bis zum Ende.“ Eine gewisse Erleichterung darüber ist nicht zu überhören. „Das war sehr angenehm. Dann gab es noch die anderen Frauen, die man dort kennen gelernt hat. Da hat man sich auch öfters getroffen, meist einmal die Woche zum Frühstück.“ Interessant sei jedoch vor allem das Echo gewesen, auf das die Väter-Gruppe so manches Mal stieß. Grinsend erinnert sich Carsten Fessler an eine Anekdote, die bleibenden Eindruck hinterlassen hat: „Als wir drei Väter mit Kindern wochentags im Dortmunder Zoo waren, um 10 Uhr morgens, wurden wir von anderen Müttern fast schon wie Außerirdische angeschaut, weil das anscheinend doch immer noch ein sehr seltener Anblick ist. Fand ich irgendwie komisch.“

Versteht sich als Schweizer Taschenmesser:
Carsten Fessler mit seinen Söhnen Lenjo (links) und Larin, der kurz nach dem Interview geboren wurde

Auf die Frage, ob ihm so etwas häufiger passiert sei, nickt der 43-Jährige eifrig. „Wenn man außerhalb der Feierabendzeiten als Vater mit Kind unterwegs ist, merkt man schon, dass die Leute irritierter schauen. Vor allem Ältere. Dort ist wohl noch das Klischee behaftet, dass der Mann arbeiten geht und die Frau die Kinder hütet.“

Ihm selbst sei es aber völlig egal, was andere denken, erklärt er überzeugt. „Für mich ist nur wichtig: ich fühl mich wohl dabei, der Kleine fühlt sich wohl dabei oder wir als Familie fühlen uns wohl. Wie andere das sehen, müssen die ja für sich selber ausmachen.“ Dennoch schüttelt er unverständlich den Kopf. „Ich hätte aber wirklich nicht gedacht, dass man 2011 noch so denkt.“

„Manche Zöpfe brauchen halt verdammt lange, bis sie abgeschnitten werden.“

Das erinnert Carsten Fessler an die Geburt seines ersten Sohnes Jan im Jahr 1992. „Da gab es auch noch den Klassiker, als ich mit seiner Mutter zusammen gezogen bin. Da musste man noch verheiratet sein. Das kann

man sich gar nicht mehr vorstellen, das ist erst 20 Jahre her. Ich finde das irgendwie unmöglich. Schon komisch.“ Auch diese Zeit sei zwar schön gewesen, aber anders. Jetzt, mit über 40, hätten sich die Prioritäten klar verschoben, gibt Carsten Fessler zu: „Für mich war klar, wenn ich mit 40 nochmal Vater werde, dann hat das ne ganz andere Bedeutung, als mit Mitte 20.“

Eine schöne Zeit

Für den bodenständigen IT-Fachmann stehen im Moment die Kinder an erster Stelle, wobei ihm Karriere ohnehin nie viel bedeutet habe. „Die Karriere ist mir nicht so wichtig. Ich hatte auch nie den innerlichen Anspruch zu einer bestimmten Zeit bestimmte Ziele erreicht zu haben. Für mich war immer wichtiger, dass das ganze Paket drumherum stimmt.“

Hat er trotzdem eine persönliche Definition von Karriere? Da muss Carsten Fessler etwas länger überlegen. „Als Karriere würde ich bezeichnen, dass ich mit meiner beruflichen Situation zufrieden bin. Ich möchte nie denken ‚Oh nein, jetzt muss ich schon wieder diesem blöden Job nachgehen.‘ Zufriedenheit in und durch meinen Job ist für mich eigentlich Karriere. Ich denke, es ist ein Privileg, wenn man einen Beruf ausübt, auf den man auch

wirklich Lust hat. In meinem Fall ist das IT. Das lag mir schon immer.“ Sein beruflicher Weg hat ihn über verschiedene Stationen geführt: eine Lehre, die heute mit der eines Funktionsassistenten vergleichbar ist, danach ein Studium der IT-Wissenschaft, bereits gekoppelt mit einer Stelle an der TU Dortmund. Das bot ihm die Chance, nach dem Studium direkt an der Universität zu bleiben. Nach anderen Positionen habe er nie gestrebt. „Ich bin jetzt auch nicht der Typ, der wenn er einen gewissen Status erreicht hat, dann damit irgendwann unzufrieden ist.“ Im Gegenteil sei er derzeit sogar sehr zufrieden, was man ihm auch ansieht.

Gelassen lehnt Carsten Fessler sich noch einmal zurück und meint mit zufriedenen Blick: „Wir wohnen jetzt eigentlich relativ gut. Die Nachbarn sind total nett, so macht es auch Spaß. Ich freue mich darauf meine Söhne aufwachsen zu sehen. Es macht wirklich Spaß, wenn man sieht, wie der Kleine aufwächst und welchen Unsinn er manchmal verzapft. Es ist eine schöne Zeit. Das ist unbezahlbar.“ ■



Dr. Kai Schmidt (*1975) ist theoretischer Physiker und Leiter einer Nachwuchsgruppe. Er lebt mit seiner Frau und den zwei Töchtern Chiara (*2008) und Juno (*2012) in Dortmund.

Der Multityp

Wie sieht wohl das Büro eines theoretischen Physikers aus? Das von Dr. Kai Schmidt befindet sich im großen Physikgebäude am Campus Nord. Als ich dort eintreffe, stechen mir zwei Dinge sofort ins Auge: eine Tafel voller Gleichungen und das farbenfrohe Bild einer Hello Kitty-Figur. Die Gleichung wurde von Herrn Schmidt geschrieben, die Katze von einer seiner Töchter ausgemalt. So versucht der Physiker und Vater zwei Welten unter einen Hut zu kriegen.

Ganz abschalten kann er nie

Kai Schmidt ist ein Arbeitstier. Völlig abschalten kann der leidenschaftliche Physiker nur selten. „Ja, irgendwie ganz abschalten tut man ja leider nie.“ Sein heiteres Lachen lässt den Stress nur gelinde erahnen. Er präzisiert: „Typischerweise bin ich so zwischen 9 und 18 Uhr im Büro, aber das bedeutet nicht, dass ich danach nicht noch E-Mails beantworte.“ Ein Vorteil seines Berufes sei dabei eine gewisse Flexibilität, ergänzt er aufgeweckt. „Also im Prinzip bin ich schon mein eigener Chef und sehr flexibel. Es gibt relativ wenig fixe Termine. Natürlich die Lehrveranstaltungen, aber sonst kann ich mir das einteilen. Wenn irgendwas mal brennt, bin ich häufiger der Flexiblere. Da kann ich übernehmen.“

So war es ihm auch möglich, nach der Geburt seiner ältesten Tochter einige Wochen zuhause zu bleiben. Zu dem Zeitpunkt kam der frisch gebackene Vater gerade von einer Post-Doc-Stelle aus der Schweiz nach Dortmund und begann hier eine Nachwuchsgruppe aufzubauen, die er auch heute leitet. Die Option, in Elternzeit zu gehen, wurde daher leider verworfen, was Kai Schmidt noch immer etwas bedauernswert findet. „Wenn die Stelle fest gewesen wäre, hätte ich das gerne gemacht. Da die Stelle aber noch befristet ist, ist das immer ein bisschen schwierig.“ Letztlich habe ihn auch das Verantwortungsgefühl

schnell wieder zurück in den Beruf gezogen, gibt er zu. „Als unsere Tochter geboren wurde, bin ich ein paar Wochen zuhause geblieben, was aber im Endeffekt in meinem Job heißt, dass man nie ganz abschalten kann. Man hat ja Leute in der Gruppe und ist für sie verantwortlich. „Ich war dann meist doch immer einen halben Tag in der Uni.“ So kam es, dass seine Frau zunächst das erste Jahr bei der Tochter blieb, und danach eine Tagesmutter die Betreuung übernahm. Beim zweiten Kind entschied sich seine Frau schließlich, zwei Jahre zuhause zu bleiben, erläutert der 38-Jährige.

Von allem ein bisschen

Für sich eine eindeutige Vaterdefinition zu finden, gestaltet sich für Kai Schmidt schwierig. Er überlegt lange und verzieht schließlich entschuldigend das Gesicht. „Ich mag das nicht mit den Schubladen. Das ist nie so

eindeutig.“ Er sehe sich selbst mehr als eine gesunde Mischung aus verschiedenen Typen, meint er entschieden. „Von allem ein bisschen“, wie er sagt. „Irgendwo passt Ernährer, weil ich das meiste Geld verdiene, aber das mit dem Kuschelvater gefällt mir auch. Abenteuerer könnte etwas mehr sein, aber das kann ja noch kommen.“

Natürlich erziehe er seine Töchter auch, doch er gibt ehrlich zu, dass hier seine aktive Rolle im Alltag oft anteilmäßig geringer ausfällt, weil seine Frau die meiste Zeit mit den Kindern verbringt. Da er derzeit, wie er lachend sagt, in der Woche „eindeutig genug“ arbeitet, übernimmt sie die meisten Aktivitäten mit den beiden Töchtern. Der Plan der Eltern sieht allerdings vor, dass auch seine Frau nach den Sommerferien wieder in ihren Beruf als Lehrerin zurückkehren wird. „Auch die Jüngere hat schon einen Kindergartenplatz für diesen Sommer“, freut sich Kai Schmidt. „Das ist ja heutzutage nicht so leicht, die große Schwester, Chiara, hat geholfen.“

Sich selbst verwirklichen

Er leugnet nicht, dass ihm Karriere wichtig ist. „Wenn man Unikarriere macht, dann möchte man natürlich auch irgendwann die Sicherheit haben, dass man angekommen ist. Das ist der eine Aspekt. Das bedeutet, dass man Karriere machen muss. Das ist das deutsche System.“ Leicht betreten fährt er fort:

„Wenn man nicht Professor wird, dann hat man keine Perspektive.“

„Von daher muss man Karriere in dem Sinne auf jeden Fall machen.“ Wichtig sei ihm dabei, dass ihm das, was er mache, auch Spaß bringt. Weitaus wohlgelaunter betont er: „Die positive Seite ist: wenn man darüber nachdenkt sich zu verwirklichen, wenn man also zum Beispiel merkt, dass es einem Spaß macht eine Arbeitsgruppe zu führen, dann will man am liebsten auch gar nicht mehr zurückgehen.“ Dass er damit sehr zufrieden ist, beweist sein strahlendes Gesicht allemal.

Geplant war eine wissenschaftliche Laufbahn jedoch nicht direkt, auch wenn er mit einem Augenzwinkern meint, dass ihm das bereits im Kindergarten klar gewesen sei. „Sagen wir mal so: es gibt die romantische Antwort, dass

man im Gymnasium schon weiß, was einem Spaß macht, in meinem Fall Physik und Mathe. Die Idee, diese Fächer dann zu studieren, war relativ früh klar. Aber dass das gekoppelt wäre mit ‚Karriere machen‘ – das war vielleicht eine Vision, aber danach ging es doch eher Schritt für Schritt. Es war eindeutig nicht von Anfang an klar.“ Die Diplomzeit sei im Gegenteil sogar relativ schwierig gewesen. „Meine Promotion war dann aber sehr erfolgreich und hat auch viel Spaß gemacht. Das hat einem die nächsten Schritte ermöglicht. Von da an ging jeder Schritt ganz gut“, erinnert sich der Physiker nostalgisch.

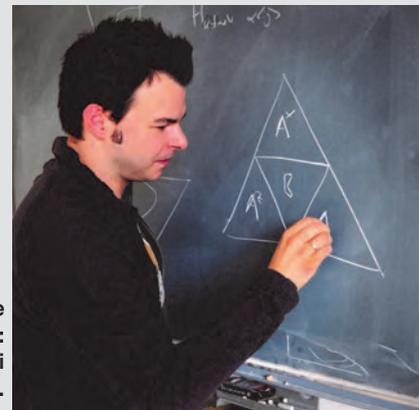
Kinder sind ein Einschnitt

Nichtsdestotrotz waren auch Kinder fest eingeplant. „Den Wunsch, Vater zu werden, hatte ich eigentlich irgendwo immer, auch ohne zu wissen, was das bedeutet“, meint er sanftmütig. Als es dann soweit war, sei das zunächst schon ein „massiver Einschnitt“ gewesen, merkt der 38-Jährige an. „Aber nicht in einer eindeutigen Richtung.“ Er wiegt den Kopf von einer Seite zur anderen und überlegt. „Es gibt zwei Aspekte“, beschreibt er abwägend. „Zum einen, dass man viel mehr Verantwortung trägt. Verantwortlichkeit wird eine viel wichtigere Komponente als das Forschen an sich, weil so viel mehr dranhängt, wenn man eine Familie versorgen muss. Und dann gibt's natürlich auch die massive zeitliche Einschränkung, die man vorher nicht hatte. Die läuft dem ein bisschen entgegen.“ Darunter haben auch seine eigenen Freiheiten ein wenig gelitten, und die Balance zu finden sei dabei nicht immer ganz leicht.

„Das Leben verändert sich mit Kindern schon sehr stark“, meint Kai Schmidt ehrlich. Doch was man daraus mache, „hängt von einem selbst ab“. Eine wichtige und beruhigende Funktion, so belehrt der Vater, nähmen in dieser Situation Gleichgesinnte ein. Glücklicherweise hatten Kai Schmidt und seine Frau durch Geburtsvorbereitungskurse schnell neue Leute kennengelernt, mit denen sie sich

austauschen konnten. „Man könnte auch zynisch sagen: es ist gut, dass man ein paar andere Väter kennt, sonst hält man es nicht aus.“ Der Vater lacht amüsiert auf, nimmt jedoch sofort den Ernst aus seiner Aussage. „Nein, das war jetzt zynisch. Aber es beruhigt schon, wenn man hört, dass es bei anderen mindestens genauso schlimm ist.“

Wie es in Zukunft weitergehen wird, kann Kai Schmidt derzeit noch nicht sagen. Der Sprung in eine Professur wäre schön, denn das würde zunächst einmal mehr Sicherheit bieten. „Und wenn es nicht klappt, dann muss man eh anders denken oder andere Optionen angehen.“ Bis dahin bleibt er optimistisch. ■



Kann nie ganz abschalten: Dr. Kai Schmidt bei der Arbeit.

Foto: Privat



Dr. Alexander Schnurr (*1979) ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Mathematik. Mit seiner Frau und den Söhnen Julian (*2009) und Constantin (*2011) lebt er in Dortmund.

Der Wissenschaftsvater

Auf die Minute pünktlich klopft es an diesem verschneiten Märztag an meiner Tür: mit wachen Augen tritt Dr. Alexander Schnurr ein. Auf meinem Schreibtisch entdeckt er ein kleines Ü-Ei-Spielzeug. Sofort kommen wir darüber ins Gespräch und finden sogar Gemeinsamkeiten in einstigen Sammelleidenschaften. Es ist fast ein bisschen schade, dass wir unser angeregtes Gespräch unterbrechen müssen, um das eigentliche Interview zu beginnen.

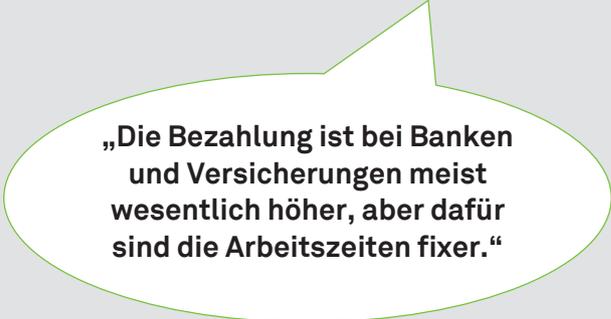
Nachmittags ist Familienzeit

Alexander Schnurr hat sich auf eine ganz besondere Art und Weise vorbereitet: eine Woche zuvor hat er einen ganzen Tag lang jede halbe Stunde ein Foto von sich selbst oder seiner Tätigkeit geschossen. Deshalb, so sagt er lebhaft, wisse er noch ganz genau, wie ein typischer Alltag für ihn aussieht. „Also meistens ist es so, dass meine Frau Maren abends immer noch die Küche macht, wenn die Kinder schlafen. Dafür stehe ich morgens früher auf, wecke die Jungs und mache das Frühstück. Dann macht meine Frau Julian, den Großen, für den Kindergarten fertig, den nehme ich dann mit.“ Praktischerweise hat Julian nämlich einen Platz in einer KiTa in Campusnähe erhalten, erzählt der Vater freudig, sodass er seinen Sohn morgens hinbringen und dann direkt weiter zur Arbeit gehen kann.

Detailliert schildert er weiter: „Ich arbeite bis irgendwas nach drei. Dann hole ich Julian ab und fahre mit ihm zusammen nach Hause. Constantin, der Jüngere, ist noch zuhause mit seiner Mutter, also meiner Frau. An manchen Tagen gehen wir dann zusammen einkaufen, zu viert, weil es eigentlich ganz schön ist, das mit der ganzen Familie zu machen. Manchmal hat Maren aber auch schon eingekauft. Danach gehen wir raus oder spielen mit den Kindern, je nachdem ob das Wetter es erlaubt oder nicht.“ Mit dem Abendbrot versucht die

Familie, zumindest eine gemeinsame Mahlzeit pro Tag einzunehmen, bevor die Kinder ins Bett gehen. Dabei gibt es für die Eltern eine klare Aufteilung, verrät Alexander Schnurr: „Ich bringe meist Julian ins Bett und meine Frau Constantin, weil es entspannter ist, das getrennt voneinander zu machen.“ Und den Rest des Abends, meint er schließlich noch augenzwinkernd, genießen er und seine Frau auch gerne zu zweit. „Zwar arbeite ich auch noch, aber wir schauen schon, dass wir eine Stunde oder so für uns haben.“

In diesem Tagesablauf komme es ihm sehr entgegen, dass er seine Arbeitszeiten flexibel gestalten kann, betont der Mathematiker. Den wissenschaftlichen Weg habe er daher sehr bewusst gewählt. „Für Mathematiker, die sich auf Wahrscheinlichkeitstheorie, Finanzmathematik usw. spezialisieren, stellt sich irgendwann die Frage, ob sie an der Universität bleiben oder in die Wirtschaft gehen.“ Er lächelt, als er wissend erklärt:



„Die Bezahlung ist bei Banken und Versicherungen meist wesentlich höher, aber dafür sind die Arbeitszeiten fixer.“

Nun arbeite er zwar auch über 40 Stunden in der Woche, doch die könne er sich im Wesentlichen selbst einteilen, was er sehr angenehm findet. Denn diese Situation biete ihm einige Freiheiten, die andere Väter nicht genießen könnten, meint er beschwingt. „Ich habe die Möglichkeit mit meinen Kindern von drei bis fünf Uhr zu spielen, in einer Zeit, wo andere Väter noch auf der Arbeit sitzen.“ Denn im Gegensatz dazu könne er liegen gebliebene Arbeit auch nachholen, wenn seine Söhne schon schlafen.

Entscheidung für die Wissenschaft

Die Entscheidung für eine wissenschaftliche Laufbahn hatte allerdings auch ihre Tücken. Mit gekräuselter Stirn erinnert sich der 33-Jährige an die Geburt des ersten Sohnes. „Die Verteidigung meiner Promotion war acht Tage vor der Geburt von Julian. Meine Frau saß also hochschwanger im Publikum.“ Er lacht kurz auf:

„Wir haben dann immer zum Julian im Bauch gesagt: ‚Du musst noch ein bisschen drin bleiben‘.“

„Was dann zum Glück auch gut geklappt hat.“ Als Julian schließlich auf der Welt war, stellte sich der Alltag für den frisch promovierten Akademiker und seine Frau komplett um. Doch das sei ja bei allen Eltern so, meint Alexander Schnurr beschwichtigend. Erschwerend kam bei seiner Familie jedoch hinzu, dass er sich erst einmal in ganz Deutschland für eine neue Stelle bewerben musste. „Das war also die Situation damals in Dresden – nicht wissen wie es weiter geht und hoffen, dass man dann irgendwann eine Anschlussstelle bekommt.“ Das habe schon einiges an Nerven gekostet, gibt der Vater stöhnend zu.

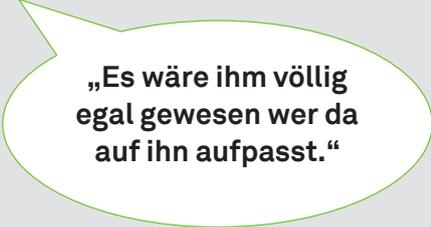
Glücklicherweise erhielt er dann eine Dreijahresstelle als Post-Doc in Dortmund, worauf er mit seiner kleinen Familie umzog. Diese auch weiterhin unsichere, befristete Stelle als junger Wissenschaftler ließ es aber leider nicht zu, dass er in Elternzeit ging, auch wenn er sich das durchaus gewünscht hätte. „Der Publikationsdruck, der auf junge Wissenschaftler ausgeübt wird, macht einem klar, dass zwei Monate Auszeit reichen würden, um zu weit raus zu kommen“, klagt Alexander Schnurr seufzend. „Es würde sich schwierig gestalten dann wieder den Anschluss zu finden. Ab der Promotion nimmt der Druck auf Wissenschaftler zu, da man eine bestimmte Zahl von Publikationen erreichen muss und das in einem bestimmten zeitlichen Rahmen.“ Er zuckt mit den Schultern. „Das ist nicht schön, aber so ist es einfach.“

Kinder nicht zu früh in die KiTa

Seine Frau, die gelernte Industriekauffrau ist und zur Geburt von Julian bereits zehn Jahre Berufserfahrung hatte, blieb daher jeweils zwei Jahre bei den Kindern zuhause. Es war zwar auch kurz angedacht, wie Alexander Schnurr berichtet, dass sie wieder in die Arbeit einsteigen sollte als Julian in die KiTa kam. Doch dann folgte die Schwangerschaft mit Constantin, die diesen Plan vorerst vereitelte. „Wir hatten bei Julian gute Erfahrungen damit gemacht, dass er erst mit zwei in die KiTa gekommen ist. Daher wollten wir das bei Constantin auch wieder so machen.“ Es sei beiden Eltern nämlich sehr wichtig, betont der Vater bestimmt, dass die Kinder die ersten zwei Jahre zuhause sind und „viel Zeit mit uns verbringen bevor sie in die KiTa kommen“.

Allerdings wird die Betreuung durch den Umstand erschwert, dass Großeltern und Freunde allesamt weiter entfernt wohnen. Erneut legt sich seine Stirn in Falten, als der Vater an die Geburt des zweiten Sohnes denkt. „Es war in der Nacht, meine Frau hatte schon Wehen und wir mussten überlegen ‚Wie machen wir das jetzt?‘. Wir hatten dann, weil wir noch nicht so lange in Dortmund wohnten, niemanden, dem man so viel vertrauen konnte, dass wir mal kurz unser großes Kind dorthin gegeben hätten. Also sind die Eltern meiner Frau gekommen, was aber zwei Stunden dauerte.

Zum Glück konnte man abschätzen, dass es noch klappt, so haben wir die zwei Stunden gewartet, bis ihre Eltern da waren. Die haben sich dann um Julian gekümmert und der hat dann genau in der Nacht natürlich durchgeschlafen.“



„Es wäre ihm völlig egal gewesen wer da auf ihn aufpasst.“

Seine Gesichtszüge entspannen sich. „Wir sind dann ins Krankenhaus gefahren und 1 ½ Stunden später war Constantin auch schon da. Das ging dann ganz schnell.“

Machen können, was man will

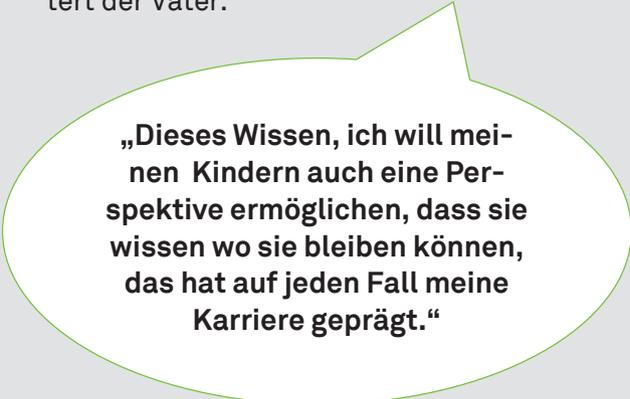
Als wir auf den Begriff Karriere zu sprechen kommen, wird Alexander Schnurr etwas ernster. Mit Bedacht wägt er ab: „Also, klassische Bedeutung ist, denke ich, bei vielen Leuten so was wie Geld, Einkommen. Das ist immer dieser monetäre Aspekt.“ Das sei bei ihm selbst jedoch anders, meint er selbstsicher. „Was für mich immer wichtig war im Bezug auf die Karriere – und auch immer noch wichtig ist –

ist, dass ich das machen kann, was ich machen möchte.“ Sein Blick richtet sich konzentriert auf die Tischplatte, während er erneut überlegt. „Das ist als Mathematiker ganz schön schwierig“, sagt er langsam, „weil in Banken und Versicherungen zumeist die Modelle benutzt werden, die völlig veraltet sind.“

Früher, merkt der 33-Jährige an, habe es durchaus auch Forschungseinrichtungen in Firmen und Banken gegeben, in denen „state of the art-Mathematik“, wie er es nennt, betrieben wurde. „Doch gerade nach der Finanzkrise ist das nochmal abgebaut worden, weil die Banken sich das nicht mehr leisten wollten. Die sourcen das aus, die Universitäten sollen das stattdessen ausbilden und forschen und dann holen sich die Banken die Leute von der Uni wieder. Das heißt also,“ resümiert er mit hochgezogenen Augenbrauen, „wenn ich in der Mathematik wissenschaftlich arbeiten möchte, dann muss ich an der Uni bleiben und wenn ich an der Uni bleiben möchte, dann muss ich eine Lebenszeitstelle haben und die sind rar gesät.“ Von daher bedeutet Karriere für ihn in erster Linie, „diesen Weg zu gehen und zu sagen, dass das Ziel ist, eine lebenslange Perspektive an der Uni zu bekommen, die dann verträglich ist mit dem Wunsch nach Familie und der Zeit, die ich für meine Kinder haben möchte.“

Kinder als Push-Faktoren

Seine Kinder standen in diesem Lebensmodell zu keiner Zeit im Konflikt mit seiner Vorstellung von Karriere, ist Alexander Schnurr überzeugt. Im Gegenteil: „Das hat mir immer wieder Kraft gegeben. Dieses Wissen, es muss eben gehen, so wie bei der Promotion – es musste fertig werden.“ Die Kinder seien regelrechte Push-Faktoren gewesen, erläutert der Vater.



„Dieses Wissen, ich will meinen Kindern auch eine Perspektive ermöglichen, dass sie wissen wo sie bleiben können, das hat auf jeden Fall meine Karriere geprägt.“

Natürlich war dieser zusätzliche Druck nicht immer leicht für den 33-Jährigen, so zum Beispiel in der Zeit als Constantin im Krankenhaus war. Er erinnert sich finster: „Da hab ich bei Constantin am Bett gesessen und hab mir irgendwelche mathematischen Sachen mitgenommen und dort weiter gearbeitet.“ Zwar will er auch nicht leugnen, dass er sich genauso gut hätte vorstellen können, ohne Kin-

der ins Ausland zu gehen, aber mit seinen Söhnen hätte er das Risiko nicht mehr eingehen wollen. Ganz konkret stellt er sich dabei die Frage nach medizinischer Versorgung. „Kennt man dann wirklich die Fachbegriffe? Kann man beschreiben, was dem Kind fehlt? Versteht man, was der Arzt sagt?“ Der Vater blickt unsicher drein. „Das war für uns, bei all dem Risiko das wir jetzt eingehen, wenn wir uns deutschlandweit bewerben, doch ein Risiko zu viel.“

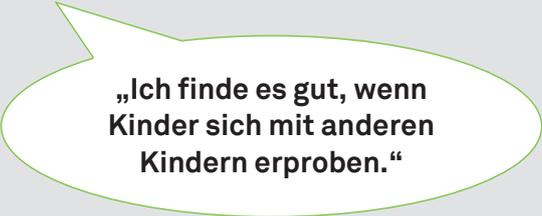
Soziale Kontakte sind wichtig

Dem Akademiker ist es sehr wichtig seinen Kindern Stabilität zu geben und viel Zeit mit Ihnen zu verbringen. Aber genauso wichtig ist es ihm, dass seine Kinder auch selbst soziale Kontakte schließen und ihr Alltag vielseitig und lebhaft ist. Seine Frau war mit Julian in einer Krabbelgruppe. „Für den Großen fand ich es auch sehr wichtig so was zu machen. Damit er schon vor dem Kindergarten regelmäßig Kontakt mit anderen Kindern hatte. Das hat ihm auch 'ne Menge gebracht.“

Nicht umsonst übernimmt der Vater auch selbst jede zweite Woche eine Stunde Betreuungsdienst in der KiTa, wie er begeistert erzählt. „Das finde ich für mich spannend, weil ich mich dann zum einen mit den Eltern austauschen kann, aber auch die anderen Kinder kennen lerne, von denen ich sonst nur höre.

Da kann ich mir mein eigenes Bild über die Kinder machen.“ Bei Constantin hingegen sei die Situation etwas anders, denn die Familie ist gerade wieder umgezogen und wollte nicht noch einmal etwas völlig Neues suchen müssen. „Doch wir gucken auch sonst immer, bei Kinderspielplätzen oder Kinderspielecken in Cafes, dass unsere Kinder auch mal mit anderen Kindern in Kontakt kommen“, merkt Alexander Schnurr rasch an.

Denn soziale Fähigkeiten empfinde er als enorm wichtig, und die prägten sich ja nicht zuletzt schon im Kindergarten aus, meint er überzeugt. „Da hat man Freunde und auch Kinder, die man nicht so gut leiden kann.



„Ich finde es gut, wenn Kinder sich mit anderen Kindern erproben.“

Das merkt man besonders toll beim Julian.“ Der Vater gerät stolz ins Schwärmen. „Sein Verhalten gegenüber anderen Kindern, die er zum Beispiel im Café sieht, hat sich in ein paar Wochen völlig verändert. Er geht jetzt auf andere Kinder zu und sagt ‚Hallo, ich bin der Julian‘. Da bin ich sehr stolz, dass er so toll Kontakt aufnehmen kann.“

Eine neue spannende Phase

Seine eigenen Hobbys hat Alexander Schnurr dafür in den letzten Jahren etwas zurückschrauben müssen. „Ich habe vor der Geburt meiner Kinder neunzehn Jahre Ju-Jutsu gemacht. Da bin ich in den letzten vier Jahren nur zweimal zu gekommen.“ Ein bisschen Wehmut ist dabei nicht zu überhören. Doch daran wird sich wohl auch in naher Zukunft nichts ändern – im Sommersemester 2013 wird er zunächst eine Vertretungsprofessur an einer anderen Universität in NRW antreten.



Foto: Privat

Zeitgleich wird Constantin in den Kindergarten kommen und seine Frau versuchen, in ihren Job zurückzukehren. In dieser Zeit wird der Mathematiker pendeln.

„Das wird auf jeden Fall eine spannende Phase“, meint er erwartungsvoll. „Nebenbei werde ich mich weiter überall in Deutschland bewerben und ich hoffe, dass ich spätestens nächstes Jahr mit meiner Habilitation fertig bin, weil das wieder die Chancen erhöht für eine Professur, obwohl ich schon eine große Anzahl an Publikationen habe.“ An Arbeitseifer mangelt es ihm definitiv nicht. Er wird in diesem Jahr auch noch einige Konferenzen besuchen. Das Entscheidende dabei sei jedoch, gibt er entschieden zu bedenken, dass es familienfreundlich bleibe: „Wenn ich wegfare, dann versuche ich, dass es doch nicht zu lang wird für die Kinder. Der Große kann jetzt schon sagen „Papa ich bin froh, dass du wieder da bist“, wenn ich von Dienstreisen zurückkomme.“ ■

Ist stolz auf seine Kinder:
Dr. Alexander Schnurr mit seinen
Söhnen Julian und Constantin.

- 24 ANDREAS HOFFJAN Der Organisator**
„Wir haben ein Stadium erreicht, wo die Freude überwiegt.“
- 30 ANDREAS RABE Der kontaktfreudige Kümmerer**
„Man bräuchte ein Kinder-Outlook.“
- 37 TIM STANIK Der Nachmittagsvater**
„Der Weg ist das Ziel.“
- 42 WOLFGANG SONNE Der Anti-Vater-Vater**
„Ich bin kein Vater aus dem 19. Jahrhundert.“



Prof. Dr. Andreas Hoffjan (*1967), hat den Lehrstuhl für Unternehmensrechnung und Controlling an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät inne. Mit Frau und drei Söhnen (*2001, *2003, *2008) lebt er in Bochum.

Der Organisator

Nicht nur ein Gesicht, sondern auch ein Büro kann viel über eine Person aussagen. Das von Prof. Dr. Andreas Hoffjan zeugt von viel Arbeit. Es ist Besprechungszimmer und Arbeitsplatz zugleich. Auf dem Besprechungstisch liegen ein paar dicke Abschlussarbeiten, daneben steht eine große Box Süßigkeiten – vermutlich Nervennahrung für Prüflinge. Offensichtlich ist der Professor für Unternehmensrechnung und Controlling auf alles gut vorbereitet. So auch auf unser Interview, das wir aufgrund seines straffen Zeitplans zügig beginnen.

Abends Zeit für die Familie

Sein derzeitiger Workload sei „gewaltig“, sagt Andreas Hoffjan nüchtern, mindestens 60 Stunden verbringe er pro Woche zwischen Antragsfristen, Besprechungsterminen und Forschungsarbeiten. Doch er räumt ein, dass „der Vorteil der akademischen Welt darin besteht, dass man Arbeitsspitzen verteilen kann.“ Das biete ihm schon eine gewisse Flexibilität. So habe er sich zum Beispiel im letzten Jahr etwas Freiraum für einen privaten Umzug schaffen können, erzählt er. „Das heißt, es gibt schon die Möglichkeit private Spitzen, die man hat, auszugleichen, indem man das was verschiebbar ist auch schiebt.“ Vorsichtig abwägend fügt er jedoch hinzu: „Das geht leider nicht bei unserem Industriegeschäft, denn wir haben sehr viel Industriegüter. Das geht auch häufig nicht bei den kompetitiven Drittmitteln, wo bestimmte Antragsfristen eingehalten werden müssen. Also, die Flexibilität ist sicher da, aber sie hat mit der Größe des Lehrstuhls abgenommen.“

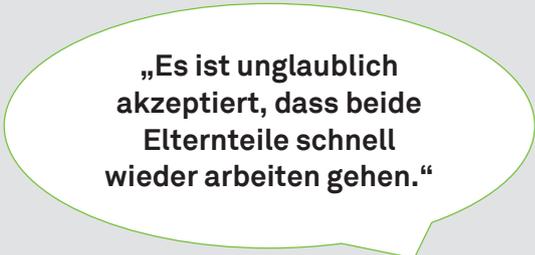
Doch obwohl sich sein Alltag im Moment sehr stark auf die Arbeit konzentriert, gelingt es ihm dennoch, täglich Zeit für die Familie zu finden. Da seine Frau ebenfalls arbeitet, kümmert sich tagsüber eine Kinderfrau um die drei Söhne– und das bereits seit rund zehn Jahren. Doch die Abende sind Elternzeit. Zumindest weitgehend. „Wenn keine Abend-

termine mehr anstehen, bin ich um 18:30 oder 18:45 zuhause für ein gemeinsames Abendessen. Dann hat man so 1 bis 2 Stunden mit der Familie, bis die Kinder im Bett sind, so um 20:15, 20:30 Uhr.“ Er hält kurz inne und gesteht dann lachend „Und dann lese ich tendenziell noch eine Diplomarbeit.“ Völlige Freizeit kehre erst um etwa halb zehn ein, „und dann hat man noch die Gelegenheit ein Gläschen Wein zu trinken.“

Vergleich mit Chicago

Dieser Alltag hört sich zwar nach viel Stress an, doch Andreas Hoffjan wirkt sehr zufrieden. Das kann er auch sein, denn er und seine Familie haben schon ganz andere Zeiten erlebt. Kurz nach der Geburt des ältesten Sohnes Matthias 2001 siedelte die kleine Familie nach Chicago über. Bei der Erinnerung daran stöhnt der ansonsten toughie Professor geschafft auf und lässt sich zurückfallen. „Das war eine wahnsinnig anstrengende Zeit. Das habe ich so nicht erwartet“, gesteht er kopfschüttelnd. „Sie kommen mit fünf Koffern in den USA an und müssen einen komplett neuen Haushalt organisieren“, erzählt er weiter. „Die ersten 14 Tage waren nur einkaufen und das können sie auch nicht mit einer Taktung machen, die sie sonst gewohnt sind, weil der Kleine seine Pausen braucht. Das war also wirklich brutal.“

Glücklicherweise fanden die frischgebackenen Eltern rasch Kontakte, vor allem durch häufige Besuche des Playgrounds. Darüber ergab es sich schnell, dass eine Tagesmutter eingestellt wurde und beide Elternteile wieder ihren Berufen nachgehen konnten. „Ich kann für meine Frau sagen, dass sie sich in dieser Zeit ausgesprochen wohl gefühlt hat, was die Vereinbarkeit von Beruf und Familie anbelangt“, betont Andreas Hoffjan.



„Es ist unglaublich akzeptiert, dass beide Elternteile schnell wieder arbeiten gehen.“

„Einfach über diese Spielplatztreffen hat man mit so vielen Leuten in Kontakt treten können. Das hat auch die Entscheidung für die Tagesmutter gefestigt, dass es weniger deutsch organisiert war, sondern mehr informell, weil selbstverständlich. Das fanden wir ausgesprochen angenehm.“ Diese Toleranz und Akzeptanz haben sie zuvor in Deutschland nicht überall gefunden, verrät der dreifache Vater. „Nach dem Motto ‚Hm – ihr geht nach Chicago, ihr seid beide berufstätig und ihr habt einen 4 ½ Monate alten Sohn...‘“ Der Vater stöhnt gekünstelt auf und verdreht dabei die Augen. „Also – da gab’s schon den ein

oder anderen der sich nicht ganz so freundlich geäußert hat.“ Er überlegt kurz und meint: „Kann man sich vielleicht vorstellen, wenn man noch in ganz tradierten Bildern aufgewachsen ist.“ Doch er selbst kann darüber nur verständnislos den Kopf schütteln.

Verdichtete Zeit

Als die kleine Familie zwei Jahre später aus Chicago nach Deutschland zurückkehrte, gestaltete sich der Umzug erneut komplizierter als erwartet. Der Wirtschaftswissenschaftler berichtet: „Als wir wiedergekommen sind, war es so, dass meine Frau – mit unserem Ältesten und hochschwanger – bei ihren Eltern und ich bei meiner Mutter wohnte, weil wir ja noch keine eigene Bleibe hatten. Das hat dazu geführt, dass wir relativ zeitnah, nämlich 14 Tage nach unserer Landung, aus der Not heraus eine Doppelhaushälfte in Bochum gekauft haben.“ Andreas Hoffjan lacht kurz auf.

Während er fortfährt hebt er entschuldigend die Arme. „Na ja, amerikanische Denke eben. So nach dem Motto ‚Gut, wird in zwei Jahren wieder verkauft, geht jetzt nicht anders‘. Aber wir haben ja ein Problem zu lösen. Unser Ältester war auch ziemlich verstört zu Beginn“, erinnert er sich nachdenklich. „Er hat ja eher englisch gesprochen und kam dann in ein ganz neues Umfeld, seine Tagesmutter

war nicht mehr da, seine Bezugsgruppe war weg, Vater weg, also keine einfache Zeit, weswegen er essenstechnisch nur Pommes haben wollte. Da habe ich dann die Freiräume meines Jobs durchaus zu nutzen gewusst.“ Er nutzte sein Habilitationsstipendium und die ihm zur Verfügung stehenden Freiräume, um die Haushälfte „auf Vordermann zu bringen“, wie er sagt. „So dass wir knapp 2 ½ Monate nach unserer Rückkehr aus den USA dort einziehen konnten und wieder als Familie zusammen waren.“

Doch mit dem Haus lösten sich die Sorgen keineswegs in Luft auf. Andreas Hoffjan erinnert sich düster, dass die Situation danach noch angespannter wurde, „weil dann allmählich meine Stelle in Münster auslief. Und wenn dann die Habil nicht den Fortschritt macht, den man sich wünscht, dann wird man nervös, ganz klar. Das war schon eine angespannte Zeit. Sie haben den Publikationsdruck, mal locker-flockig eine Doppelhaushälfte gekauft, zwei Kinder und müssen sehen wie es weiter geht. Gottlob hat alles geklappt. Aber das war für mich durchaus härter. Und ich denke, auch die Familie hat unter der Endphase der Habil gelitten, weil letztlich die volle Kraft und Energie dahinein geht.“

Doch die „übelste Zeit“, meint Prof. Dr. Hoffjan entschieden, sei erst danach gekommen, mit der ersten Professur in Frankreich. „Das

heißt Sonntagabend rausfliegen und dann Freitagabend zurück“, denn die Familie wollte nicht noch einmal umziehen. „Auch meine Frau hatte die Möglichkeit in Frankreich zu arbeiten. Wir hatten dann aber gesagt, es ist viel zu teuer, wir können uns das nicht leisten, 2000 Euro netto Kaltmiete. Das kann man sich kaum vorstellen, Professor und Ärztin, aber es war sehr teuer. Dann deutscher Kindergarten, deutsche Schule, da wären auch noch mal immense Beiträge angefallen.“

Der 46jährige lächelt schief. „Der Deal war, dass ich erst mal pendele und meine Frau das Gros mit den Kindern verantwortet. Das muss man fairerweise so sagen. Ich habe die Stelle angenommen im März 2005, bin im Juli habilitiert worden, hatte aber dann schon einen ersten Ruf nach Deutschland, so dass relativ schnell klar war, Frankreich wird nur ein Jahr.“ Andreas Hoffjan holt kurz Luft. „Die Zeit war wirklich sehr anstrengend, weil sich das Familienleben auf 48 Stunden verdichtet. Das ist echt brutal, denn spätestens um 17 Uhr an einem Sonntag sind Sie gedanklich schon wieder im Flieger.“

**„Ich hab mir nur gedacht:
Meine Güte eine Wochen-
endbeziehung – das wollte
ich eigentlich nicht.“**

Organisator und lokaler Player

Wenn man dies hört, überrascht es nicht, dass Andreas Hoffjan für sich als Vater den Typ „Organisator“ auswählt. Zwar sei er durch die volle Stelle auch ein Stück weit Ernährer und bei drei Jungs müsse er natürlich auch den Abenteurervater mimen. „Ganz klar: bei den waghalsigeren Aktionen ist man, gerade bei drei Söhnen, als Vater etwas mehr gefordert. Aber das ist nicht die ganze Rolle“, meint er entschlossen und erläutert fachmännisch: „Ich bin sehr gut organisiert. Ich glaube, das liegt auch am Fach. Im Controlling geht man sehr strukturiert und systematisch vor. Ich sehe meine Rolle als Organisator, der die Entscheidungen der Familie effizient umsetzt. Das war beim Umzug letztes Jahr so und es ist häufig auch beim Urlaub der Fall dass wir sagen ‚Da fahren wir hin‘ und ich versuche das dann so günstig wie möglich zu realisieren.“

Seit 2007 ist Andreas Hoffjan nun Professor an der TU Dortmund und wie er sagt, mittlerweile zu einem „lokalen player“ geworden.

**Spielt heute lieber lokal auf dem Trampolin:
Prof. Dr. Andreas Hoffjan mit seinen drei Söhnen.**

Die internationale Phase sei eindeutig vorbei, gesteht er ohne Reue. „Mit einem Kind ging das noch ganz gut, aber spätestens seit dem Zweiten – jetzt sind es inzwischen drei – da bin ich deutlich zurückgefahren, auch auf Kongressebene. Denn ich sage, ich kann es meiner Familie nicht mehr zumuten, dass ich eine Woche auf einer internationalen Tagung bin und auch noch kaputt wiederkomme. Wenn, dann reduziere ich es doch deutlich auf die europäische Ebene oder deutsche Tagungen. Ins Ausland zu gehen ist einfach nicht familienkompatibel, weil ich die Kinder nicht aus ihrem Umfeld herausreißen möchte.“

Seine Karriere habe sich dadurch zwar verlängert, sei aber in keiner Weise beeinträchtigt worden, meint der Vater versöhnlich. Der



Foto: Privat

Kompromiss mit drei Kindern sei eben, international zurückzustecken, um dafür lokal besser verfügbar zu sein, was er aber inhaltlich ebenso erfüllend finde.

„Meine Rolle hat sich verändert: vom Forscher zum Forschungsmanager.“

„Die Welt habe ich kennen gelernt, das war spannend, aber jetzt mache ich andere Dinge, und die sind auch super spannend.“ Sein aufgeschlossener Blick bekräftigt, dass er das ganz ehrlich meint.

Die Couple-Career-Lüge

Karriere bedeute für ihn ohnehin in erster Linie selbstbestimmtes Arbeiten, meint er schließlich noch. Und das habe er an der TU gefunden: „Es ist diese Kombination aus Freiheiten und die Zusammenarbeit mit einem jungen und motivierten Team, also die Möglichkeit, hier richtig was zu gestalten, was ich schon sehr reizvoll finde.“ Probleme habe er beruflich weniger wegen seines Vaterseins erlebt als mehr wegen der „Couple-Career-

Lüge“, wie er es nennt. „Viele Hochschulen schreiben sich ja auf die Fahne, viel für die couple-career zu machen“, erklärt er mit hochgezogenen Augenbrauen. „Ich hatte in den letzten drei Jahren zwei Rufe – ich habe beide abgelehnt, auch deshalb, weil man es nicht geschafft hat, meiner Frau einen adäquaten Job anzubieten. Obwohl beide Hochschulen eine medizinische Fakultät haben. Ich will damit zum Ausdruck bringen: da gibt’s ne Menge Feigenblatt, hinter dem, wenn’s hart auf hart kommt, materiell aber doch nicht viel passiert.“ Im Vergleich mit Amerika sei das eine sehr enttäuschende Erfahrung gewesen, erklärt der Lehrstuhlinhaber betrübt, denn dort habe man seine Frau ebenfalls einstellen wollen. „Ich finde es wirklich schade, dass es in Deutschland so viel schwieriger ist, das zu vereinbaren.“

Mittlerweile wohnt er mit seiner Familie in Bochum und hat das Gefühl, angekommen zu sein. Beim Blick in die Zukunft entspannen sich die Gesichtszüge des Vaters. „Wir sind mit den Kindern aus dem Größten raus. Die Nächte sind schon lange nicht mehr schlaflos. Die harten Jahre, als die Kinder klein waren, man beruflich im Ausland war, die auch für meine Frau brutal waren, sind vorbei. Es gibt immer wieder was, das einen zurückwirft, aber wir haben ein Stadium erreicht wo die Freude überwiegt.“ Und das bestätigt der heitere Gesichtsausdruck auch ohne Zweifel. ■



Andreas Rabe (*1965) ist Maschinentechniker und arbeitet als Fachkraft für Arbeitssicherheit im Referat 7. Er lebt mit seiner Frau und zwei Töchtern in Witten.

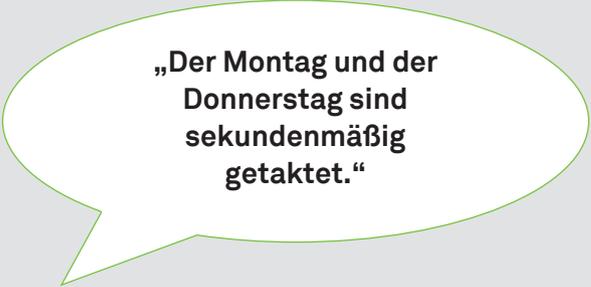
Der kontaktfreudige Kümmerer

Als ich im Bürogebäude des Referats für Arbeitsschutz ankomme, werde ich sofort von mehreren Seiten begrüßt. Offensichtlich wurde ich mit großem Interesse erwartet. Andreas Rabe finde ich schließlich in seinem Büro, das er sich mit einem Kollegen teilt. Als Fachkraft für Arbeitssicherheit bemerkt er direkt, dass mein mitgebrachtes Kabel wohl schon länger nicht mehr den Sicherheitsbestimmungen entspricht und hilft daher mit einem moderneren Modell aus. Er ist gut gelaunt und freut sich gespannt auf das Interview.

Alltag gibt es nicht

Einen normalen Alltag kennt Andreas Rabe in seinem Arbeitsbereich nicht. „Einen Alltag auf der Arbeit, das gibt es gar nicht“, meint der Maschinentechniker kopfschüttelnd. „Hier ist tatsächlich jeder Tag total anders. Das kann man nicht standardisieren.“ Doch das findet der 48-Jährige auch gut so, denn gerade dafür schätzt er ihn. „In meinem Job ist es zum Glück möglich, dass man sich ver wirklichen kann“, sagt er erleichtert. Außerdem sei er mittlerweile sehr flexibel. „Wir haben seit zwei Jahren Gleitzeit. Falls mal was ist, könnte man das durchaus ein bisschen flexibel gestalten.“ Das sei für ihn „einfach ideal“ erzählt der Vater vergnügt. Zudem habe er vor kurzem seine Stundenzahl etwas reduziert, wodurch er gegen 16 Uhr seine jüngste Tochter von der KiTa abholen oder bei Krankheitsfällen einspringen kann.

Auch privat kann von monotonem Trott keine Rede sein. Während seiner Arbeitszeit merke er zwar gar nicht, dass er Vater ist, doch sobald er das Büro verlässt erwartet ihn meist ein hektischer, stark strukturierter Tagesablauf. „Es gibt Tage da bin ich sofort in Familienaufgaben eingebunden.“



„Der Montag und der Donnerstag sind sekundenmäßig getaktet.“

Gespielt konzentriert legt Andreas Rabe den Strategieplan offen, den er an diesen Tagen zur Koordination der „Fahrdienste“ braucht. Denn er spielt nicht nur für die eigenen, sondern auch für die Nachbarskinder das Taxi. „Dann muss ich bei der Arbeit früher Feierabend machen und dann nach Hause fahren, um das Kind von der KiTa abzuholen. Dann noch ein anderes Kind abholen, in die Musikschule bringen, von dort aus wieder nach Hause fahren, wieder andere Kinder abholen und die zum Schwimmen bringen.“

Er verschnauft kurz. „Dann hab ich ein Zeitfenster von 15 Minuten, die voll mir gehören. Und dann geht das Ganze wieder von hinten los.“ Zudem teilt er sich mit seiner Frau die Aufgaben im Haushalt. Bäder und Böden wurden zwar, wie er nonchalant sagt, „in fremde Hände gelegt“, in die einer Putzkraft nämlich, aber „alle anderen Sachen, die werden so geteilt, dass der einkauft, der gerade Zeit hat. Das ist jeden Tag anders.“

Kinder-Outlook

Obwohl sich sein Alltag nach sehr viel Stress anhört, nimmt Andreas Rabe es fröhlich und humorvoll. Mit freundlichem Blick lehnt er sich gelassen zurück. Möglich sei diese Organisation jedoch nur dank der tatkräftigen Unterstützung seiner Nachbarn, betont der Vater. Die sind praktischerweise auch gute Freunde der Familie, die Kinder sind im selben Alter, gehen zur gleichen Schule und sind ebenfalls miteinander befreundet. Dadurch hat sich im Laufe der Zeit ein regelrechtes Netzwerk an Hol- und Bringdiensten entwickelt. „Die Kinder gehen zusammen zu Fuß zur Schule, aber das Abholen erfolgt dann jeweils durch die Mütter, teilweise durch die Großmütter“, erklärt er. „Deswegen hab ich auch den Terminplan der Großmutter der Freundin meiner Tochter, denn wenn Schnee liegt, dann fährt die nicht, dann tritt Plan B und Plan C in Kraft.“ Der Vater grinst nachdenklich. „Eigentlich müsste man ein Kinder-Outlook haben, das den Tag mit plant.“

Gigantische Synergieeffekte

Bei der Frage, wie die Freundschaft mit seinen Nachbarn zustande kam, lacht Andreas Rabe auf und erklärt augenzwinkernd, seine Frau sei darin Profi. „Wenn man sich mit dem

Kinderwagen begegnet und das häufiger auf der gleichen Straße, dann kommt man zwangsläufig ins Gespräch. Das kann jeder Hundebesitzer bestätigen, dass man irgendwann jeden Hundebesitzer kennt. So kannte ich dann irgendwann auch alle Kinderwagenfahrer der Straße und daraus erschlossen sich private Kontakte. Wir genießen es sehr, dass alles zusammenpasst.“ Allerdings seien er und seine Frau schon verstärkt dort spazieren gegangen, wo Spielplätze waren, räumt der Maschinentechner ein. „Man hat dort offene Türen eingetreten. Da musste man nicht viel nachhelfen, damit man den Kontakt zu anderen Familien fand. Das war tatsächlich von beiden Seiten gewollt, man wurde angesprochen und hat angesprochen. Vielleicht kommt es mir also so vor, als sei alles automatisch passiert, aber so ein bisschen nachgeholfen hat man wohl doch.“

So oder so, Andreas Rabe ist schlicht sehr dankbar für die Kontakte, die er in seiner Nachbarschaft sowie durch die KiTa geknüpft hat. Es sei einfach perfekt, dass sich auch die Kinder verstehen, meint er euphorisch.

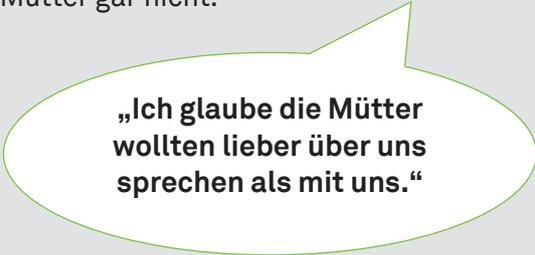
**„Zwei Kinder zusammen
macht Null!“**

„Die beschäftigen sich miteinander, wollen von einem nicht mehr gesehen werden und nix mehr mit einem zu tun haben. Das ist herrlich. Die Synergieeffekte sind gigantisch, wenn sich die Kinder und die Eltern dann auch noch verstehen. Das ist eine perfekte Kombination, wenn das auch noch im Nachbarschaftsbereich ist, wo man die Kinder sogar vielleicht da lassen kann. Mal bei dem, mal bei dem - das ist ideal.“ Ohne diese freundschaftlichen Kontakte könne er sich gar nicht vorstellen alles zu bewältigen.

Kita-Kick, Kneipen-Krabbelgruppe

Die ersten Kontakte ergaben sich bereits in der Entbindungsstation, erinnert sich der Vater. Im Laufe der Zeit habe sich der Freundeskreis dann stark erweitert. „Bei uns hieß das hinterher KiTa-Kick. Das waren die Väter der KiTa, die sich zum Fußballspielen getroffen haben. Erst zum selber spielen - dann zum zuschauen.“ Pärchentreffen so wie früher, fänden hingegen kaum noch statt, was in Andreas Rabes Augen allerdings eine völlig logische Entwicklung ist. „Einer muss ja zuhause bleiben und auf die Kinder aufpassen. Also hat sich das voneinander getrennt. Meine Frau hat ihren Kreis und ich treffe mich dann im Wechsel mit den Vätern. Aber mit den gleichen Familien, also nacheinander.“

Zwar komme es gelegentlich auch vor, dass die gesamten Familien etwas zusammen unternehmen, zum Beispiel bei Geburtstagen. Doch in der Regel trennen sich Väter und Mütter voneinander, wobei Andreas Rabe eine dunkle Vermutung hat, woran es liegen könnte. Verschwörerisch grinsend senkt er ein wenig die Stimme „Wir, die Väter, wollten das mal zusammenlegen, doch das wollten die Mütter gar nicht.“



„Ich glaube die Mütter wollten lieber über uns sprechen als mit uns.“

„Vor acht Jahren begannen viele Freundschaften durch die Krabbelgruppe. Diese Gruppe existiert noch und heißt auch noch so, nur treffen sich jetzt die Mütter ohne Kinder in der Kneipe.“ Der Vater lacht herzlich. Doch grundsätzlich sei nicht zu leugnen, dass sich durch die Kinder auch der Freundeskreis verändert habe. Seine „Discozeit“ sei eindeutig vorbei, meint der 48-Jährige vernünftig. „Ich kann jetzt nicht mehr um die Häuser ziehen. Und die Single-Kumpels, die wären schön bescheuert, wenn die mit mir zusammen in den Urlaub fahren, weil sich die Interessenlagen natürlich völlig anders entwickelt haben.“

Erster Mann in Elternzeit

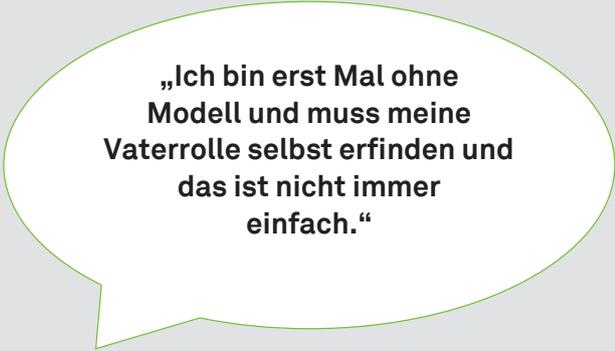
Den Umstieg ins Familienleben habe er aber als sehr positiv empfunden, betont der gut vernetzte Vater. Für ihn sei es genau die richtige Zeit gewesen, meint er entspannt. „Es war nicht zu spät und nicht zu früh. Ich hatte nicht das Gefühl irgendetwas verpasst zu haben, denn nach der Geburt ist man doch zeitlich sehr eingespannt. Ein selbstbestimmtes Leben kommt vielleicht bald wieder“, hofft Andreas Rabe lachend.

Da es zur Geburt der ersten Tochter noch keine Elternzeit gab, hat der Maschinentechner zur Unterstützung der Familie in Vollzeit gearbeitet. Doch zur Geburt seiner zweiten Tochter hat er die neue Möglichkeit gleich ausgenutzt und sich zwei Monate Elternzeit genommen, womit er einer der Ersten an der TU Dortmund war. Die Verkündung in seiner Abteilung habe etwas sehr Ironisches an sich gehabt, meint der Vater belustigt, da er damals der einzige Mann in einer Frauenabteilung war und zugleich der Einzige, der in Elternzeit ging. „Doch die Frauen haben das sehr positiv aufgenommen und mich dementsprechend in meiner Entscheidung unterstützt“, schildert er anerkennend. „Zwei Monate sind ja auch überschaubar und organisierbar. Ich arbeite in einem Berufsfeld, in dem man präventiv arbeiten kann, weswegen mein Ausfall auch zu bewältigen war.“ Seine

Frau ist hingegen jeweils ein ganzes Jahr zuhause geblieben, doch noch vor ihrem zweiten Lebensjahr kamen beide Mädchen in eine ortsnahe KiTa. „Das war eine private KiTa, die uns ein Vermögen gekostet hat und wo es auch nicht ganz einfach war einen Platz zu bekommen. Das ging nur mit viel Glück und Kontakten, und wie gesagt, es war preislich schon an der Oberkante des Machbaren.“ Das sei schon eine echte Herausforderung für die Familie gewesen, bekennt der Vater ernst, doch die Bedingungen seien dafür „phantastisch“ gewesen. Daher habe er das gerne in Kauf genommen.

Hilfsmutti und Show-Praktikant

Schon im Vorfeld auf unser Interview habe er viel darüber nachgedacht, als welchen Vater-typ er sich beschreiben würde, erzählt Andreas Rabe und scheint noch immer zu grübeln. Sein eigenes Rollenvorbild, sein Vater, gehöre zu dem, wie er sagt, „antikem Vatermodell – einer großen Autoritätsperson“. Sofort schüttelt er vehement den Kopf. „Das Modell geht heute nicht mehr. Nicht wenn man es modern ausstatten will.“



„Ich bin erst Mal ohne Modell und muss meine Vaterrolle selbst erfinden und das ist nicht immer einfach.“

Er seufzt etwas hilflos. „Was ich für ein Vater-typ bin, das müssen letztlich andere entscheiden.“ Es stehe aber fest, dass er diese, seine Vaterrolle nicht von seinem Vater übernommen habe. Wo also hat er Vorbilder gefunden? Fragend sieht er mich an. „Haben Sie eins? Ich hätte gern eins. Ich weiß es nicht. Man hängt da tatsächlich ein wenig in der Luft. Die Emanzipation hat jetzt 40 Jahre gedauert, da hatte man Jahre Zeit, um sich vorzubereiten. Die Rolle des Mannes ist sicherlich auch durch die Änderung der Rolle der Frau in einen Wandel geraten. Von daher kann ich das jetzt gar nicht so sagen.“ Nachdem er noch einen Moment länger überlegt hat, fällt ihm aber doch noch etwas ein: „Manchmal bin ich Hilfsmutti, manchmal bin ich Show-Praktikant, meistens bin ich Kümmerer. Meistens muss man alles können: vom Trösten bis zum Organisieren. Es muss immer einen geben, der das übernehmen kann.“

Stabilität und Zufriedenheit

Ebenso wie sein Vaterbild grenzt Andreas Rabe auch seine Karrieredefinition erst einmal negativ ab. Eine klassische Karriere, wie sie sein Vater hatte, kam für ihn nicht in Frage, wehrt er entschieden ab. „Ich möchte nicht 8 oder 16 Stunden einfach nur zuhause sein und umgekehrt möchte ich nicht nur arbeiten und an die Karriere denken. Die Mischung macht es.“ Für ihn stelle gerade diese Mischung aus Familie und Beruf überhaupt erst seine Lebenszufriedenheit her. Dementsprechend sei es auch nie darum gegangen, bestimmte Karriereleitern zu erklimmen. Das sei, so sagt er unbefangen, in seinem Beruf auch kaum möglich. „Die Frage nach Karriere stellt sich für mich nicht. Ich habe einen Superjob. Ich mache das, was mir Spaß macht.“ Viel wichtiger, als ein ständiges Streben nach oben, sei für ihn Stabilität in seinem Job. Umso glücklicher sei er, dass er im öffentlichen Dienst mit einem alten Arbeitsvertrag beschäftigt ist.

In diesem Zusammenhang kritisiert er scharf den gegenwärtigen Trend zu Zeitverträgen: „Ein befristeter Job ist Gift für eine Familie, sowohl für die Planung, als auch für die Existenz. Als junger, dynamischer und flexibler Mensch kann man das sicher noch machen, doch ich denke wirklich, dass befristete Arbeitsverhältnisse Gift für eine Familien-

gründung sind. Denn die Ungewissheit, wie man laufende Rechnungen bezahlen kann oder ob man in der gleichen Stadt weiter wohnen kann, sind zu unsicher für eine Familie.“ Er hält kurz inne und präzisiert dann mit einem spitzem Lächeln:

**„Sagen wir es konkret:
Kann ich meiner Tochter das
Reiten nicht bezahlen, dann
gibt's richtig Ärger.“**

Rückzug mit Sportabo

Auf die Frage, wie wohl die nächsten Jahre für ihn und seine Familie aussehen werden, antwortet er pathetisch: „Ich sehe ein Licht am Ende des Tunnels.“ Feixend meint er: „Ich werde mir ein Sportabo eines privaten Senders kaufen und mich in mein Zimmer zurückziehen.“ Seinen Humor wird er jedenfalls nicht so schnell verlieren, das steht fest.

**Spielt gerne Chauffeur für seine Kinder:
Andreas Rabe mit seinen beiden Töchtern.**

Doch auch ohne Ironie ist er überzeugt, dass es leichter werden wird, da seine Kinder aus dem Gröbsten heraus sind. „Diese kleinen Dienstleistungen und Bring- und Holdienste werden sich sicherlich minimieren.“ Dafür sieht er erwartungsvoll neue Aufgaben auf sich zukommen. „Vielleicht bin ich auch irgendwann mal derjenige, der um 23 Uhr vor einer Discothek warten muss, anstatt dass ich um 16 Uhr zum Reiten fahre.“ Er genießt diese Phase mit seinen Kindern. Doch leise fügt er an, dass er auch nicht traurig sein wird, „wenn wieder ein paar Stunden privat bestimmtes Leben drin sein werden“. ■



Foto: Privat

Tim Stanik (*1978) wohnt in Dortmund, ist verheiratet und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät Erziehungswissenschaft und Soziologie. Seine Tochter Malu wurde 2009 geboren.



Der Nachmittagsvater

Ein überraschtes Gesicht empfängt mich, als ich in das Büro von Tim Stanik eintrete. Kaum habe ich mich vorgestellt fällt ihm wieder ein, dass wir zum Interviewtermin verabredet waren. Der Doktorand schreibt gerade an seiner Promotion. Er sei so vertieft in seine Arbeit gewesen, dass er die Zeit leider völlig vergessen habe. Noch etwas zerstreut bittet er mich schon einmal Platz zu nehmen.

Strikte Trennung

Detailliert schildert Tim Stanik einen typischen Tagesablauf mit seiner Familie, der perfekt durchorganisiert ist: Die morgendliche Versorgung, inklusive eines gemeinsamen Frühstücks, übernimmt seine Frau, er selbst bringt danach Tochter Malu in die KiTa. Dort wird sie von etwa 8 bis 16 Uhr betreut, während ihr Vater in seinem Büro am Campus Nord an seiner Promotion arbeitet oder Seminare hält. Glücklicherweise kann er seine Arbeitszeit flexibel gestalten. „Ich habe eine halbe Stelle, das heißt ich müsste theoretisch drei Tage die Woche hier sein, bin aber fünf Tage da. Wenn aber was dazwischen kommt, ist es nicht so wild, wenn ich mal einen Tag ausfalle. Außer natürlich bei einem Seminar.“

Tim Stanik ist sehr gewissenhaft, doch nachmittags ist er ausschließlich Vater: „Malu ist bis Vier, Viertel nach Vier in der KiTa, dann hole ich sie ab. Entweder ist meine Frau dann zuhause und wir essen zusammen gegen 17 Uhr Abendbrot oder sie ist beim Sport und dann esse ich alleine mit Malu“, erläutert er

sanftmütig. Grinsend fährt er fort: „Na, und dann wird noch ein bisschen gespielt und dann darf Malu auch jeden Tag eine halbe Stunde Fernsehen gucken, von viertel nach sechs bis viertel vor sieben genau.“ Die Abendstunden teilen sich die Eltern wieder, so dass der 35-Jährige nach dem Zubettbringen seiner Tochter noch Zeit für Sport oder andere Hobbies findet. Das Vorlesen gehört zuvor jedoch zu seinem Pflichtprogramm.



**Nachmittags ist er ausschließlich Vater:
Tim Stanik mit Tochter Malu im Streichelzoo.**

Foto: Privat

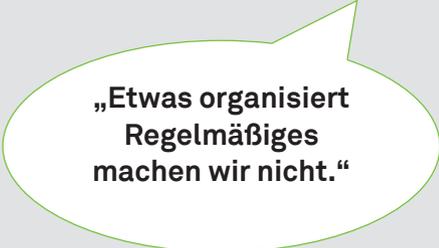
Seit der Geburt seiner Tochter Malu hat Tim Stanik seinen Alltag sowohl zeitlich als auch räumlich bewusst genau aufgeteilt. „Schon als Malu noch kleiner war, war ich nicht fünf Tage hier, sondern nur drei.“ erinnert er sich. „Jetzt wo ich promoviere, trenne ich eigentlich ziemlich strikt Arbeit und zuhause. Das heißt, ich setze mich nicht zuhause an meine Sachen, sondern ich mache das hier.“

Diese exakte Trennung gibt es bei der Aufteilung der Hausarbeit nicht: „Haushaltsaufteilung ist so: Wir putzen einmal die Woche zusammen die Wohnung. Kochen übernimmt in weitesten Teilen meine Frau und Wäschewaschen machen wir...“, der Doktorand stutzt einen Moment: „...ach, da macht sie auch mehr als ich. Aber ich darf ab und zu die Wäsche aufhängen“, schiebt er lächelnd hinterher.

Austausch beim Bier

Eine große Erleichterung sei, dass er und seine Frau im Notfall auf Malus Großeltern zurückgreifen können. Auch wenn die etwas weiter entfernt wohnen. „Das Problem ist, dass meine Eltern 50-60 km weit weg wohnen und dass das für ein „mal eben Vorbeikommen“ zu weit ist. Aber es ist doch nicht zu weit, um heute anzurufen und morgen Malu vorbeizubringen.“ Kontakte zu Eltern aus der

KiTa haben sie nie gezielt gesucht, wehrt der Vater ab, denn glücklicherweise hatten sie immer einen großen Freundeskreis, in dem schon einige Kinder existierten. Schulterzuckend erklärt er: „Ich bin halt in einem Alter, in dem viele Freunde in meinem Umfeld Kinder bekommen haben oder kurz davor sind. Klar wird sich da beim Bier ausgetauscht.“ Auf Babyschwimmkurse oder ähnliches hätten sie daher auch bewusst verzichtet. „Malu ist ja jeden Tag relativ lange in der KiTa und da wird ja auch Musikschule angeboten. Klar trifft sie sich ab und zu mal mit ein paar Kindergartenfreunden oder wir unternehmen was zusammen.“ Er schüttelt den Kopf:



**„Etwas organisiert
Regelmäßiges
machen wir nicht.“**

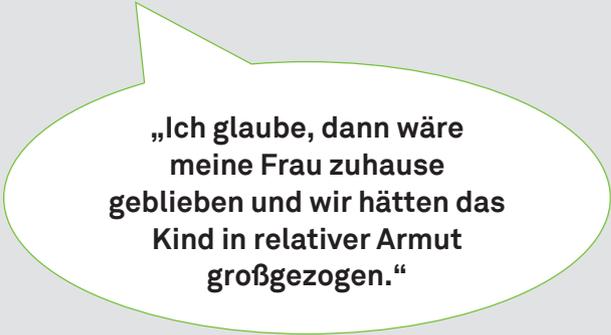
Glückliche Fügungen

Langfristige Planungen sind ohnehin kein essentieller Bestandteil von Tim Staniks Leben. Er lasse sich von dem leiten, was gerade auf ihn zukommt, meint der 35-Jährige gelassen. „Ich habe das Glück, dass sich bis jetzt alles in meinem Leben sehr glücklich gefügt hat.“

Sein Blick verengt sich leicht, als er sich an die Zeit von Malus Geburt erinnert. „Das war fast die identische Situation, wie jetzt. Meine Frau war wissenschaftliche Hilfskraft noch bei der Fernuniversität Hagen und ich war hier schon wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Dortmund. Meine Frau ist dann in Mutterschutz gegangen und ihr Vertrag ist ausgelaufen, was hieß, sie konnte da nicht wieder einsteigen.“ Ein kurzes Seufzen unterbricht seine Erinnerung. „Ja, ich habe auch diese Vätermomate genommen, aber ehrlich gesagt habe ich das nur gemacht, um das Geld zu kriegen. Da man ja während dieser Elternzeit, ich glaube, noch 19 Stunden arbeiten darf, konnte ich die halbe Stelle weiterführen, doch wir haben das zusätzliche Geld bekommen.“

Nach anderthalb Jahren Mutterschutz musste seine Frau wieder arbeiten und – wie so oft im Leben von Tim Stanik – hat sich letztlich alles sehr glücklich gefügt: „Wir haben dann per Zufall den KiTa-Platz hier bekommen.“ schildert er freudig. „Ich hatte ein paar KiTas angerufen und die haben mir alle was von zwei bis drei Jahren Wartezeit erzählt. Dann hab ich bei unserer jetzigen KiTa angerufen und die sagten: ‚Das trifft sich ganz gut, wir haben heute einen Kennenlertag. Kommen Sie doch vorbei.‘ Da war ja dieser Ausbau und dadurch sind neue Plätze entstanden. Es war echt totaler Zufall, dass ich genau an dem Tag angerufen habe.“ Was geschehen wäre, wenn

Malu keinen Platz bekommen hätte? Tim Staniks Miene verdüstert sich:



„Ich glaube, dann wäre meine Frau zuhause geblieben und wir hätten das Kind in relativer Armut großgezogen.“

Der Weg ist das Ziel

Befragt nach seiner Definition von Karriere muss der Promovend etwas länger überlegen. „Ich habe keinen Karriereplan oder so,“ meint er schließlich zurückhaltend. „Es gibt für mich keinen Plan auf dem steht, dass ich zum Beispiel in zehn Jahren dieses oder jenes erreicht haben muss, sondern es geht immer ums Jetzt und Hier. Der Weg ist das Ziel, um das so platt zu sagen.“ Gefragt, ob Malu seinen Karriereweg beeinträchtigt habe, schüttelt er entschieden den Kopf. „Nee, denn wie gesagt, es gab eben keinen Karriereplan. Es haben sich eher Prioritäten verschoben, wie ich meine eigene Freizeit gestalte und dass ich zusehe, dass auch Malu eine gute Freizeit

hat.“ Er wiegt den Kopf leicht zur Seite. „Man geht schon weniger aus. Man kann weniger kulturelle Sachen machen, weil die mit Babysitter verbunden wären. Man besucht dann doch relativ oft Zoos, Puppentheater, Kindermuseen, so was eben.“ Doch die Geburt von Malu sei auf keinen Fall ein negativer Einschnitt gewesen. Der Zeitpunkt war für ihn perfekt. „Wir haben uns überlegt, dass jetzt genau der richtige Zeitpunkt wäre, um Eltern zu werden.“

Sein nächstes Ziel ist nun, zunächst die Promotion abzuschließen. „Damit steht und fällt dann alles. Die Note entscheidet, ob es an der Uni weitergeht oder ob es außeruniversitäre Forschungseinrichtungen werden oder vielleicht sogar etwas Praktisches“. Tim Stanik wirkt in der Tat, als sei er für jede dieser Möglichkeiten gewappnet. Entschlossen verschränkt er die Arme vor der Brust während er einen vagen Blick in die Zukunft wirft. „Also klar ist, dass wir Dortmund verlassen werden müssen, weil die Lehrstuhlinhaberin meines Instituts in Pension gehen wird. Dann wird der Lehrstuhl abgeschafft. Hier geht es dann auf gar keinen Fall weiter.“ Doch Tim Stanik bleibt zuversichtlich, dass sich auch weiterhin alles irgendwie fügen wird. ■



Prof. Dr. Wolfgang Sonne (*1965) hat den Lehrstuhl für Geschichte und Theorie der Architektur inne, ist verheiratet und lebt mit Frau und den drei Kindern Clara (*2001), Katharina (*2004) und Joseph (*2008) in Dortmund.

Der Anti-Vater-Vater

Vor Prof. Dr. Wolfgang Sonnes Büro hängt ein großes schwarzes Brett, bestückt mit zahlreichen Zeitungsartikeln. Keiner davon ist älter als ein Jahr und alle thematisieren die Arbeit von Wolfgang Sonne und seinem Team. Der gelernte Kunsthistoriker ist offensichtlich sehr engagiert als Lehrstuhlinhaber für Geschichte und Theorie der Architektur. Daher bin ich sehr froh, dass er sich die Zeit genommen hat, über Privates zu sprechen.

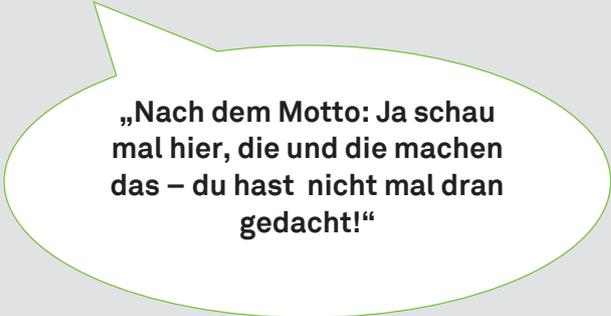
Kein Vater des 19. Jahrhunderts

Wolfgang Sonne würde sich derzeit selbst als de facto Ernährer der Familie definieren, seine Auswahl aus verschiedenen angebotenen Vatern ist hier eindeutig. Doch abgesehen von der finanziellen Komponente hat er, wenn es z. B. ums Essen geht, nur wenig zu melden. „Morgens stehe ich auf und mache das Frühstück für die Kinder. Aber sonst darf ich nicht kochen – das macht meine Frau besser“, erzählt er lachend aus seinem Alltag. Seine Frau, die ebenfalls Kunsthistorikerin ist, arbeitet im Moment freiberuflich an einem Buchprojekt und kümmert sich dabei unter der Woche vorwiegend um die Versorgung der Kinder und des Haushalts.

„Bei den Kindern, da ist meine Frau die Strengere, die Erzieherin ist dann doch eher sie. Aber wir haben gelernt: da müssen zwei ran und dasselbe sagen.“ Da Professor Sonne wochentags viel Zeit im Büro verbringt, kümmert er sich vor allem am Wochenende auch ums Einkaufen oder hilft im Haushalt. „Ich bin kein Vater aus dem 19. Jahrhundert, der morgens grüßt und abends ‚Auf Wiedersehen‘ sagt. Das bin ich mit Sicherheit nicht.“ Im Gegenteil, er versucht auch Zeit mit seinen Kindern zu verbringen, wofür er sich zum Beispiel die Arbeitszeit strikt begrenzt habe. „Was vorher nicht der Fall war, da hab ich auch gern mal fröhlich in den Abend hineingearbeitet.“

Elternzeit war nie Thema

Elternzeit zu nehmen sei jedoch nie ein ernsthaftes Thema für ihn gewesen, da die Familie in den letzten Jahren mehrfach umgezogen sei und Wolfgang Sonne häufig neue Stellen antrat. Schmunzelnd gesteht er: „Meine Ausrede beim ersten Kind ist, dass es in der Schweiz, wo wir zu dem Zeitpunkt noch lebten, keine Elternzeit gab. In Großbritannien dann beim zweiten Kind wäre es vielleicht möglich gewesen, aber ich hatte da gerade den Job neu angefangen und hier beim dritten Kind war es ähnlich, da hatte ich auch den Job angefangen und dachte mir, du kannst nicht nach einem halben Jahr direkt wieder ein halbes Jahr Auszeit nehmen. Das heißt, ich habe es nie ernsthaft erwogen, worüber meine Frau auch im Nachhinein nicht immer ganz glücklich ist.“



„Nach dem Motto: Ja schau mal hier, die und die machen das – du hast nicht mal dran gedacht!“

Vor- und Nachteile ausgewogen

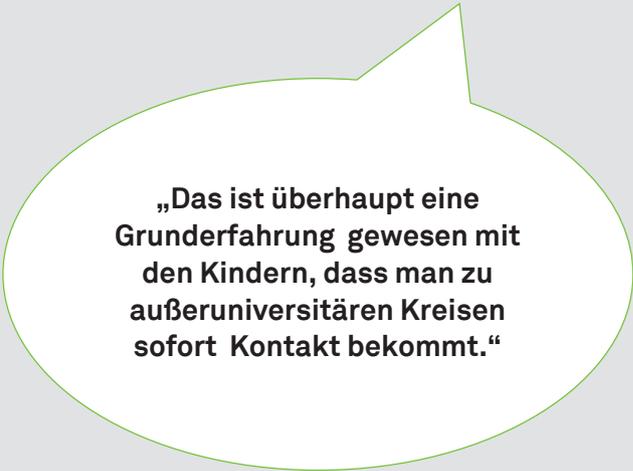
Wolfgang Sonne räumt ein, dass die Karriere seiner Frau sich unter diesen Bedingungen, weil sie mehr zuhause blieb, nicht so wie bei ihm weiterentwickeln konnte. Doch er sieht auch sich selbst nicht als karrierefiziert. „Karriere in dem Sinne ‚Ich muss unbedingt was Tolles werden‘ hat für mich eigentlich nie eine Bedeutung gehabt. Irgendwie bin ich wahrscheinlich immer davon ausgegangen, dass aus mir schon was Ordentliches werden würde. Aber in meinem Studium habe ich mir nicht einmal überlegt, was für einen Beruf ich ergreifen will.“

Erst kurz vor Studienende wurde ihm klar, dass er gern weiterhin wissenschaftlich arbeiten wollte, und glücklicherweise fügte sich alles zu seinen Gunsten. „Dann war es aber doch wichtig für mich, im Fach weiterarbeiten zu können, das heißt das Inhaltliche hat einen hohen Stellenwert. Aber es ist nicht die Karriere, die mich auf irgendeine Stellung bringen sollte. Da war ich immer relativ blauäugig.“ Auch dass die Kinder seine Karriere irgendwie negativ beeinträchtigt hätten, glaubt Herr Sonne nicht. Zwar habe er seitdem weniger Zeit, aber dafür werde die, die man hat, auch wesentlich effektiver genutzt und eingeteilt. Und nicht zuletzt gibt es ja auch noch den anderen Aspekt: „... dass man durch Kinder sozial breiter eingebunden ist. Dadurch

bekommt man als Person auch eine andere Standfestigkeit, was auch wieder beim Arbeiten hilft. Das ist eher ein Pluspunkt. Ich denke, Vor- und Nachteile wiegen sich auf.“

Das Schlimmste ist vorbei

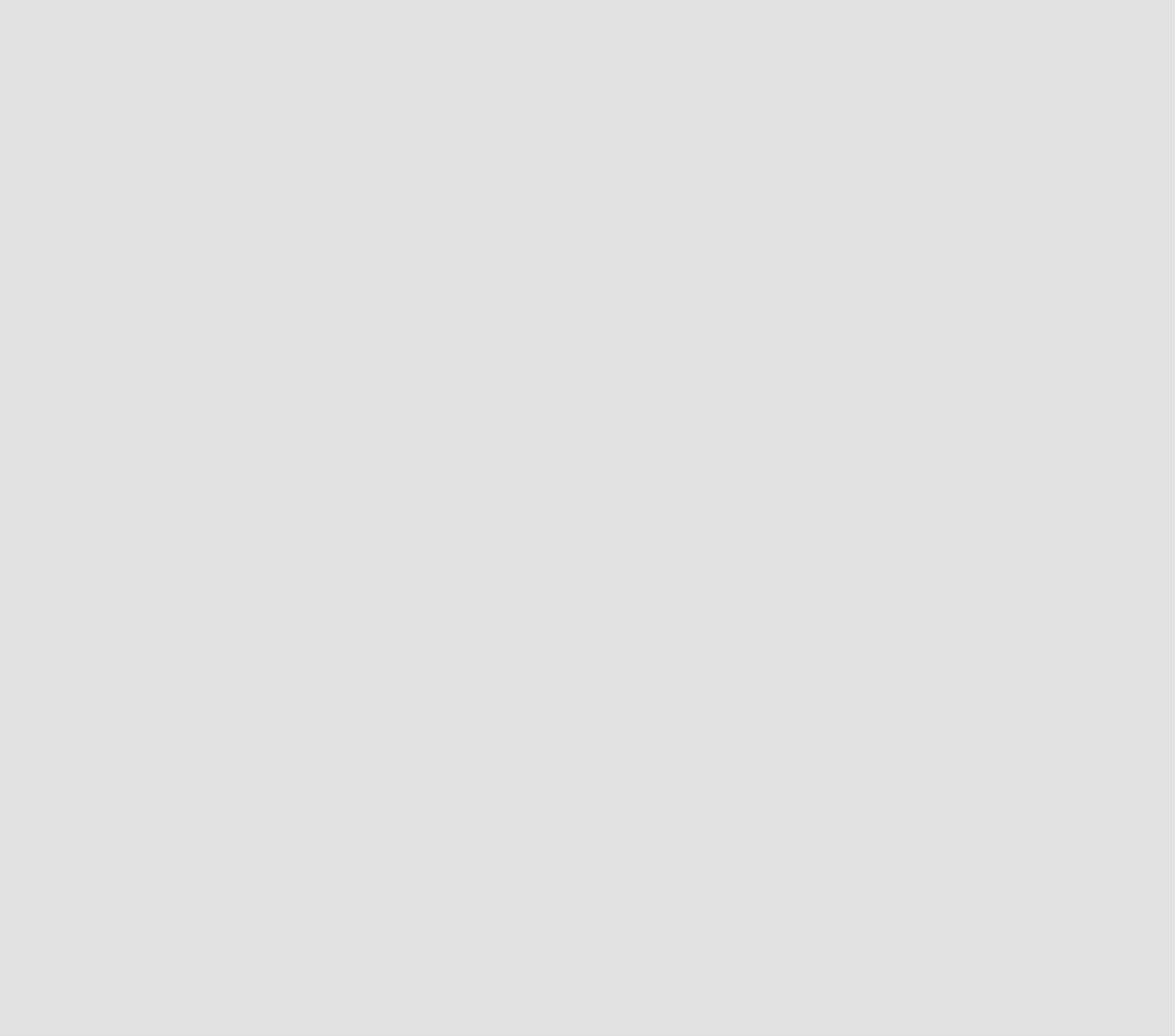
Besonders die neuen sozialen Kontakte weiß der Wissenschaftler zu schätzen. Mit jeweils fünf bzw. sechs Monaten kamen alle Kinder in Schottland in die KiTa und hatten so immer relativ viel Kontakt zu Gleichaltrigen. Die Älteste ging in Schottland sogar noch ein Jahr zur Schule. Darüber haben sich auch für die Eltern stets rasch Kontakte ergeben.



„Das ist überhaupt eine Grunderfahrung gewesen mit den Kindern, dass man zu außeruniversitären Kreisen sofort Kontakt bekommt.“

„Sowohl in Glasgow als auch in Dortmund. Viele Kontakte haben sich tatsächlich über die Kinder aufgebaut und daraus haben sich auch einige Freundschaften entwickelt, mit denen wir jetzt in den Urlaub fahren, weil die Kinder sich gut verstehen.“ Die beiden Großen – Clara und Katharina – haben jetzt allerdings bereits ihre eigenen Hobbies und Freundeskreise, wo der Vater allmählich überflüssig wird. „Also bei der Älteren, da darf ich jetzt auf keinen Fall mehr mitgehen“, meint Wolfgang Sonne amüsiert. Lediglich den Jüngsten, Joseph, bringt er morgens noch selbst in die KiTa. Nachmittags holt seine Frau ihn dort ab. Die beiden Mädchen sind in der Schule oder versorgen sich sogar schon selbst.

Das Schlimmste sei also vorbei: „Was das Organisatorische angeht und das „Sich-kümmern-müssen“, das wird leichter und weniger. Die Pubertät wird jetzt kommen, was da kommt weiß man nicht – wird man(n) schauen müssen, aber grundsätzlich wird es leichter. Ich hoffe, dass sich in der Familie noch was ändert, wenn meine Frau wieder stärker in den Beruf eintritt. Dann werde ich schauen, dass auch ich wieder mehr bei der Kinderorganisation einsteige.“ ■



48 JOACHIM KREISCHE Der Theoretiker

„Wir haben vieles auf uns zurollen lassen.“

56 MICHAEL SCHÄFER Der KeinTypVater

„Wir waren mitten im Studium.“

62 THOMAS WEIDENHEIMER Der Freund und Ansprechpartner

„Ein Laufstall neben meinem Schreibtisch.“



Dr. Joachim Kreische (*1966) ist Bibliothekar und leitet die Universitätsbibliothek der TU Dortmund. Er lebt mit seiner Frau und Tochter Femke (*2013) in Bochum.

Der Theoretiker

Dr. Joachim Kreische wirkt, als wir uns treffen, noch etwas über-nächtigt. Kein Wunder, denn seine erste Tochter wurde erst vier Wochen vor unserem Interview geboren. Jetzt ist der frisch gebackene Vater die erste Woche wieder im Büro und hat Einiges an Arbeit aufzuholen. Umso mehr freue ich mich, dass er sich trotzdem gern auf das Gespräch einlässt, obwohl er eigentlich gar nicht so recht weiß, warum ich auf ihn zugekommen bin.

Abgestimmte Rollenverteilung

Gerade vier Wochen ist seine Tochter auf der Welt, gibt Joachim Kreische bereitwillig Auskunft. Sein müder Blick spricht Bände. Doch im Büro gäbe es schon so viel, das nachgearbeitet werden müsse. Glücklicherweise begegnet man ihm an der TU Dortmund mit vollstem Verständnis, wie er berichtet. „Die große Anteilnahme hier an der Uni rührt mich. Bisher habe ich viel Unterstützung erfahren“. Einschränkend fügt er jedoch an, ihm sei klar, dass sein Spielraum limitiert ist. „Wenn ich gesagt hätte ‚Ich mache jetzt drei Jahre Erziehungsurlaub‘, das wäre vermutlich problematisch gewesen.

„Daher bin ich auch mit realistischen Rahmenbedingungen rangegangen.“

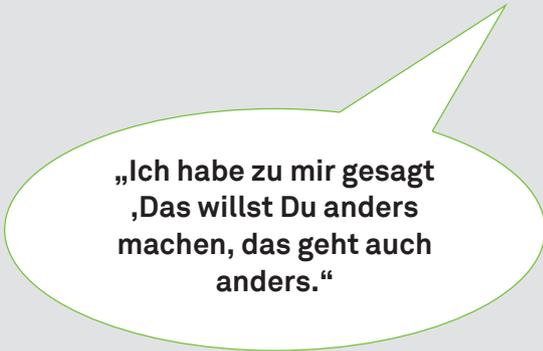
Ruhig wiegt er den Kopf. Da er erst seit gut zwei Jahren die UB Dortmund leitet, war für ihn klar, dass er nicht so schnell für längere Zeit aussteigen könne. „Ich empfinde auch so ein gewisses Pflichtgefühl, dass ich nach zwei Jahren nicht gleich schon wieder eine Pause einlege. Man muss dazu sagen, dass

die Bibliothek ein paar schwierige Jahre hinter sich hat und ich gerade froh bin, dass es in vielen Dingen wieder langsam vorangeht. Da war es mein Verantwortungsgefühl zu sagen, dass eine längere Auszeit jetzt erst mal nicht geht.“ Das habe er allerdings mit seiner Frau vorher so abgesprochen, ergänzt der Bibliothekar eilig. Er erinnert sich: „Die Entscheidung ist bei uns vor zwei Jahren gefallen. Bevor ich mich hier beworben habe, haben meine Frau und ich darüber diskutiert, was passiert wenn ein Kind kommt. In der Position davor hätte ich ganz andere Sachen machen können, doch es war klar, wenn ich diesen Job antrete, dann werden die Rollen eine bestimmte Verteilung haben.“ Joachim Kreische seufzt und hebt entschuldigend beide Hände vor die Brust. „Das hat auch mit materiellen Verhältnissen zu tun. Aber wir haben diese Situation beide akzeptiert und nun ist es so wie es ist.“

Gestaltungsmöglichkeiten

Der Job an der TU Dortmund gibt ihm nicht zuletzt auch die Möglichkeit, ohne Einschränkungen seine persönliche Definition von Karriere ausleben zu können. Das bedeute für ihn in erster Linie Gestaltungsmöglichkeiten, meint der 47-Jährige entschieden. „Das habe ich eigentlich immer gesucht, Dinge gestalten zu können, um nicht unter festgefahreneren

Strukturen sozusagen zu ‚leiden‘ und die Klappe halten zu müssen.“ Genau diese Bedingungen habe er nämlich im Rahmen seiner Ausbildung kennengelernt, konnte sich aber nie mit ihnen anfreunden. „Aus dieser Erfahrungswelt heraus habe ich meine derzeitige Position ganz bewusst angestrebt“, erklärt Joachim Kreische enthusiastisch:



**„Ich habe zu mir gesagt
„Das willst Du anders
machen, das geht auch
anders.“**

„Und diese Möglichkeiten des Gestaltens, das ist das, was ich mir immer unter Karriere vorgestellt habe.“ Pekuniäre Gründe, wie er finanzielle Aspekte nennt, seien dagegen zweitrangig.

Die geplante Rollenverteilung sieht derzeit so aus, dass seine Frau, die als Wissenschaftlerin arbeitet, ein Jahr Elternzeit nimmt und danach wieder halbtags einsteigt. Die gemeinsame Tochter soll dann außer Haus betreut werden, wie genau, kann Joachim Kreische derzeit noch nicht sagen. „Der Haupt-

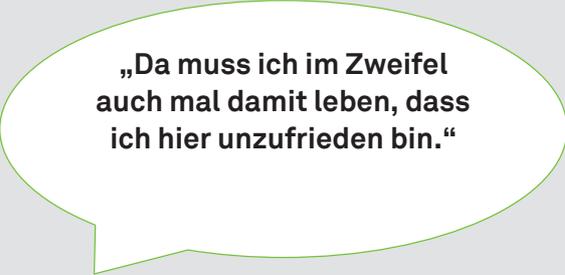
aspekt ist, dass es für uns beide räumlich organisierbar ist, so dass wir uns arbeitsteilig darum kümmern können und es nicht automatisch nur an einer Person hängt. Deshalb wollen wir möglichst nah an unserem Wohnort bleiben. Der ist schon jetzt so gewählt, dass er möglichst gut zwischen beiden Orten liegt, damit beide auch mal ad hoc reagieren können. Ob es dann KiTa, Tagesmutter oder etwas anderes wird, da haben die räumlichen Umstände dann einfach Vorrang.“ Auch die Idee, dass der Vater ebenfalls in Elternzeit geht, sei noch nicht ganz verworfen, wie er nachdenklich verrät. „Die Monate 13 und 14 halten wir uns offen. Wenn wir das mit der Kinderbetreuung wirklich hinbekommen, nehme ich die Zeit vielleicht in der Übergangsphase noch mal.“

70-Stunden-Woche

Dass nun zuerst seine Frau zuhause bleibt, liege, wie er sagt, in erster Linie an seiner derzeitigen beruflichen Situation. Sein Job lasse es einfach nicht zu, dass er halbtags arbeite. Eine 70-Stunden-Woche und Wochenendarbeit waren in den letzten zwei Jahren durchaus die Regel, berichtet er unverhohlen. Doch dazu sei er nun nicht mehr bereit. „Das ist mein absoluter Ansatz“, meint der Vater fest entschlossen. „Diese 70-Stunden-Woche, das wollte ich eigentlich nicht mehr und ich habe

auch den Ehrgeiz, dass ich langsam Strukturen aufbaue, die mit weniger Zeitpräsenz meiner eigenen Person auskommen. Es muss auch wirklich mal ohne mich gehen, ich muss ja abends um sechs Uhr auch gehen können, ohne dass für mich hier subjektiv die Welt zusammenbricht.“

Dieser Plan habe durch die Geburt seiner Tochter nochmal einen Zusatzkick erfahren. „Da hat ganz klar eine Prioritätenverschiebung stattgefunden.“



„Da muss ich im Zweifel auch mal damit leben, dass ich hier unzufrieden bin.“

Er lacht gedämpft auf. „Aber lieber das, als nicht genug Zeit für mein Kind zu haben.“ Aus diesem Grund versuche er mittlerweile, häufiger pünktlich Feierabend zu machen, auch, um danach noch im Haushalt helfen zu können. Derzeit bestehe seine Hauptaufgabe darin, abends die Tochter ins Bett zu bringen, erzählt der frisch gebackene Vater ruhig. Im Gegenzug übernehme seine Frau in der Woche die Nachtversorgung. Spätestens wenn

seine Frau auch wieder in den Beruf zurückkehrt, erscheint Joachim Kreische eine Haushaltshilfe durchaus sinnvoll. „Aus eigener Erfahrung“, erläutert er angespannt. „Ich merke das schon in den wenigen Stunden, die ich abends mit dem Kind verbringe, dass dann nicht einmal das Kleinste nebenbei funktioniert. Es ist mir völlig klar, dass meine Frau zurzeit, auch tagsüber, nicht zum Geringsten kommt und ganz froh ist, abends etwas entlastet zu werden. Zurzeit ist das wirklich alles sehr lebenseinnehmend.“

Der Anti-Vater-Typ

Zwar ist Herr Kreische noch nicht sehr lange Vater, dennoch findet er die Frage, als welchen Typ er sich selbst definieren würde, bereits jetzt überaus spannend. Vor allem, „weil ich mich selbst eigentlich als Anti-Typ zu meinem eigenen Vater definiere“, offenbart er unumwunden. In diesem Sinne sei es für ihn sehr wichtig, eine emotionale Bindung zu seiner Tochter aufzubauen. „Das ist mein Hauptmotiv auch jetzt über die ersten vier Wochen hinweg: möglichst nah am Geschehen dranzubleiben und nicht so ein Vater aus der Distanz zu sein. Denn das war definitiv das, was mich an meiner eigenen Kindheit so gestört hat.“ Ein „strenger Entscheidervater aus der Distanz“ oder eine Art „letzte Instanz“ möchte er auf keinen Fall sein, gibt er nachdrück-

lich an. Er und seine Frau haben klar den Anspruch, keine klischeebehafteten Mutter- und Vaterrollenbilder zu erfüllen. „Ich hoffe, dass uns das vom Anspruch her zumindest gelingt“, sagt der Vater noch etwas unsicher. „Aber wir verbinden zurzeit auch alles Mögliche mit der Vorstellung, nicht in Geschlechterrollenklischees zu erziehen und uns selbst nicht in der Art zu verhalten. Ich bin selber gespannt, wie sich das dann nachher in der Realität umsetzen lässt.“

Angesichts dieses Selbstanspruchs verwundert es jedoch nicht, dass Joachim Kreische unser Interview mit gemischten Gefühlen betrachtet. „Ich möchte nicht so als Vater heroisiert werden. Ich arbeite hier in einem Umfeld mit ca. 90% Frauen als Kolleginnen. Da sind einige Alleinerziehende drunter und was ich da so mitbekomme – da ist es teilweise wesentlich härter, Beruf und Kinder zu vereinbaren.“ Ein gewisses Unwohlsein steht ihm ins Gesicht geschrieben, als er schließlich verlegen ergänzt, dass er selbst „doch in einer vergleichsweise privilegierten Situation“ sei.

Positiv naiv

Dazu trage nicht zuletzt die Unterstützung von Freunden bei, auf die Joachim Kreische und seine Frau derzeit zurückgreifen können. Die große Hilfsbereitschaft überrasche ihn,

meint der Vater ehrlich erstaunt. „Da wir ja schon ein etwas fortgeschrittenes Alter haben, gibt es in unserem Bekanntenkreis viele, deren Kinder schon größer sind und dort gibt es eine Menge Erfahrungsschatz und Bereitschaft zu helfen. Viele sagen ‚Wir können euch damit so und so helfen‘.“ Das Angebot weiß er durchaus zu schätzen. „Das macht es einem warm ums Herz. Auch von vielen Stellen, wo ich das vorher gar nicht erwartet hätte, stellt sich jetzt auf einmal heraus, dass sie total hilfsbereit sind. Das ist natürlich keine kontinuierliche Versorgung, aber es hilft einem in neuen Situationen schon erst Mal weiter, wenn irgendjemand eine Lösung für ein Problem hat und weiß, wie man’s macht.“

„Wir haben viel intuitiv auf uns zurollen lassen.“

Von diesem Erfahrungsschatz konnten die Eltern auch bereits vor der Geburt profitieren. Joachim Kreische verrät seufzend, dass er „eine Menge Energie darauf verschwendet“ habe, sich die Lebensverhältnisse in seinem Freundeskreis anzugucken. Das sei sehr desillusionierend gewesen. „Ich hatte irgendwie

immer bei allen das Gefühl, dass es zu durchgeplant sei. Wo ich mir immer gedacht habe ‚Leute, wartet doch erst Mal ab, was dabei rauskommt‘.“ Letztlich hätten sich die meisten Dinge doch von selbst erledigt, meint er gelassen. Deshalb seien er und seine Frau eben so entspannt an die Elternschaft herangegangen. „Vielleicht liegt das auch an unserem Alter, aber wir sind ein bisschen, im positiven Sinne, naiv damit umgegangen.“ Gutmütig schüttelt er sacht den Kopf. „Wir haben auch nicht stapelweise Bücher gelesen oder so, oder uns über die eigene Aufgabenteilung zu viele Gedanken gemacht.“ Und genauso wollen sie es auch in Zukunft halten.

Joachim Kreische ist zuversichtlich, dass es nur einfacher werden kann. „Das Kind will ja schon jetzt ordentlich bespaßt werden und mein Ehrgeiz ist, das Arbeitsumfeld so zu strukturieren, dass ich auch mal abwesend sein kann.“ Sorgen macht der Bibliothekar sich nicht, im Gegenteil. Lächelnd blickt er auf. „Ich bin in bester Hoffnung, dass es eher leichter wird als schwieriger.“ ■

**Die Tochter hat jetzt Priorität:
Joachim Kreische mit seiner Tochter Femke.**



Foto: Privat



Michael Schäfer (*1987) ist wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Literatur und Sprache an der Fakultät Kulturwissenschaften. Er lebt mit Frau und Tochter (*2010) in Dortmund.

Der KeinTypVater

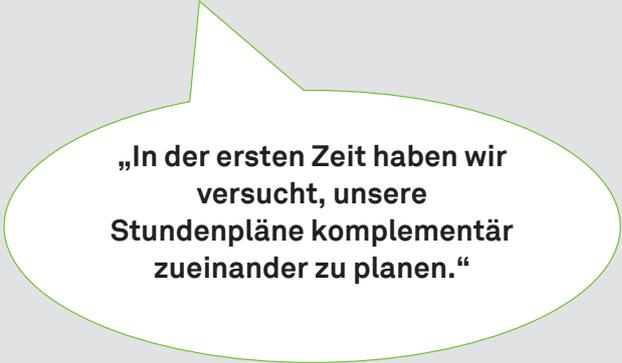
In Michael Schäfers Büros fallen zunächst die zahlreichen Bücher auf, die sich auf seinem Schreibtisch stapeln. Vieles dreht sich um Kafkas „Der Prozess“, zu dem Herr Schäfer im Sommer 2013 eine Lehrveranstaltung geben wird. Eilig räumt er einige der Bücher zur Seite, um Platz für das Diktiergerät zu schaffen, so dass wir ohne große Umschweife mit dem Interview beginnen können.

Zwischen Studium und Kind

Stabilität, Beschäftigung und eine gute Betreuung – das sind die Dinge, die Michael Schäfer seiner Tochter bieten möchte. Er ist zurückhaltend, wirkt sehr besonnen. Seine Worte wählt er mit Bedacht, vor dem Sprechen überlegt er erst. Der typische Alltag, so erzählt er, sehe im Moment so aus, dass er sich morgens um die Tochter kümmert. „Man macht sich fertig, bereitet dann das Frühstück vor und fährt danach zur Uni, mit der Kleinen zusammen, und bringt sie hier zur KiTa. Danach trudele ich dann im Büro ein und gehe meinen Aufgaben hier nach. Ich bemühe mich derzeit, mein Promotionsprojekt voranzutreiben. Wenn ich damit durch bin für den Tag, hole ich – oder meine Frau oder wir zusammen – die Kleine wieder ab und verbringen dann den Nachmittag zusammen.“ Großen Wert lege er vor allem auf alltägliche Rituale, betont er. Die seien ganz wichtig. Seine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft komme ihm dabei sehr entgegen, denn außer ein paar notwendigen sporadischen Absprachen mit den Kolleginnen könne er seine Arbeitszeiten völlig flexibel gestalten.

Die Alltagskoordination war nicht immer ganz so einfach, besonders in der ersten Zeit nach der Geburt nicht. Michael Schäfer und seine Frau befanden sich damals im letzten Drittel ihres Studiums, wodurch das Zeitmanage-

ment zu einer echten Herausforderung wurde. „Wir waren schon etabliert als studentische Hilfskräfte, also keine Erstis mehr, aber schon noch mitten im Studium.“ Während er sich erinnert, legt er die Stirn in Falten.



„In der ersten Zeit haben wir versucht, unsere Stundenpläne komplementär zueinander zu planen.“

„So dass man immer abwechselnd möglichst gleichviel schaffen konnte.“ Dieser Alltag war mehr improvisiert denn strukturiert, räumt der 26-Jährige beklommen ein, doch zum Glück dauerte diese Phase nur ein Semester. „Wir haben uns dann um eine konstante Betreuung gekümmert, was nach einem halben Jahr auch geklappt hat, weil zu dieser Zeit eine KiTa in der Nähe ausgebaut wurde. Dort wurden 20 neue Plätze auf einmal frei. Dadurch konnten wir glücklicherweise sehr früh, früher als wir eigentlich erwartet hatten, die Kleine sehr gut unterbringen.“ Das sei eine wichtige Entlastung gewesen, sagt der

junge Vater bestimmt, denn ihm sei es überaus wichtig gewesen, dass beide Elternteile ihr Studium nicht unnötig in die Länge ziehen mussten.

Freizeitgroßeltern

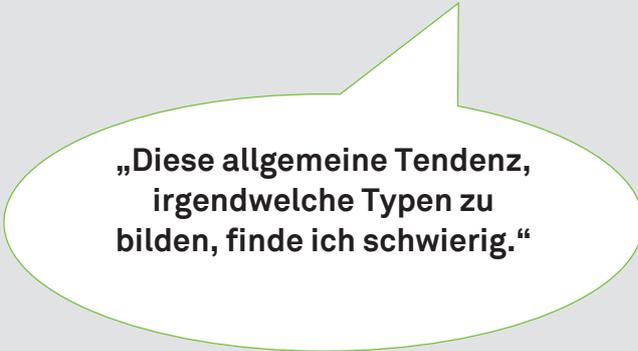
Aus diesem Grund kam für ihn auch nie in Frage Elternzeit zu nehmen. „In dem Sinne, dass man sich dann völlig rausnimmt aus seinem Arbeitsalltag, haben wir nicht darüber nachgedacht, weil es einfach, wenn man noch kein vorheriges festes Einkommen hatte, finanziell nicht sehr attraktiv ist“, erläutert der 26-Jährige sachkundig. „Die 300 Euro Mindestsatz Elterngeld bekommt man so oder so. Dementsprechend war uns klar, dass wir beide uns um unser Fortkommen bemühen wollten. Wir wollten keine Lücken in unseren Studienverlauf reißen.“ Hilfe von Seiten der eigenen Eltern sei zwar vorhanden, doch das junge Paar verzichtet bewusst darauf, sie dauerhaft in Anspruch zu nehmen.

Für Michael Schäfer ist klar: „Die Großeltern sind für die Kleine jederzeit da, wenn was ist. Aber wir bemühen uns sehr darum, sie nicht so einzubinden, dass ohne sie alles einstürzen würde. Denn meine Eltern sind beide noch voll berufstätig. Ich möchte, dass es für sie und auch die Kleine etwas Besonderes bleibt, etwas mit den Großeltern zu unterneh-

men und nicht zur alltäglichen Pflicht wird.“ Die Großeltern sollen „Freizeitgroßeltern“ sein und bleiben, meint der Vater nachdrücklich, doch er sei sich durchaus bewusst, dass diese Einstellung natürlich nur durch den vorhandenen Betreuungsplatz möglich ist.

Rollenvielfalt vs. Typologie

Der Literaturwissenschaftler hat konkrete Vorstellungen, wie er seine Tochter erziehen möchte, was er ihr ermöglichen und was er ihr mit auf den Weg geben möchte. Eine klar definierte Vaterrolle kann er sich jedoch nicht zuschreiben, und möchte das auch gar nicht. „Da kann ich mich irgendwie nicht mit anfreunden, mit solchen Etikettierungen.“ Er erläutert, was ihn daran stört:



„Diese allgemeine Tendenz, irgendwelche Typen zu bilden, finde ich schwierig.“

„Denn letztendlich läuft es dann darauf hinaus, dass man Personen oder Gruppen ziemlich einseitig wahrnimmt. Das finde ich schwierig.“ Seine Vaterrolle sei sehr vielfältig und deshalb nicht eindeutig definierbar. Händeringend sucht er nach einem Beispiel. „Nehmen wir mal den Typ Ernährer: Finde ich irgendwie total daneben, aber irgendwo ist es auch so im Moment. Aber das kann sich auch ändern. Genauso kann es dann sein, dass es in einer anderen Konstellation mal dazu kommt, dass ich derjenige bin, der andere Funktionen übernimmt.“ Als Vater und Partner übernimmt er alle Aufgaben, die anfallen, erklärt er überzeugt. Von der Kindererziehung bis hin zum Haushalt teilen er und seine Frau sich die Arbeit gleichberechtigt.



Foto: Privat

Ausgefüllt und selbstbestimmt

Bei der Frage nach seiner Definition von Karriere lacht Michael Schäfer und antwortet: „Ich finde es schwierig das zu beantworten.“ Er überlegt. „Ich habe ein relativ gutes Abi gemacht, aber dann gemerkt, dass ich keine Lust hatte mich in die typischen Karrierestudiengänge einzuschreiben. Es war mir relativ schnell klar, dass ich versuchen würde, mein Interesse für Sprache und Literatur mit einer möglichst attraktiven Berufsaussicht zu verwirklichen.“ Dieses Ziel stehe jedoch nicht automatisch im Zusammenhang mit Karriere im klassischen Sinne, unterstreicht der promovierende Lehramtskandidat. „Ich bin niemand der unbedingt Karriereleitern hochklettern muss, sonst hätte ich sicherlich etwas anderes studiert. Ich möchte schon etwas erreichen und gut sein in dem was ich mache, aber ich denke nicht ausschließlich an meine Karriere.“ Auch wenn er sehr zielstrebig wirkt: Karriere bedeute für ihn ein ausgefülltes und selbstbestimmtes Leben zu führen, meint er entschlossen.

Findet alltägliche Rituale besonders wichtig: Michael Schäfer mit seiner Tochter.

Die Geburt seiner Tochter habe er somit auch nie als „Karriereknick“ empfunden. Eher sei er damit noch zielorientierter geworden. „Ich kann mir gut vorstellen, dass ich, wenn wir noch kinderlos wären, erst Mal promoviert hätte und ein paar Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter gearbeitet hätte.“ gibt Michael Schäfer ehrlich zu, doch inwieweit dieser Weg dazu geführt hätte, in der Wissenschaft Karriere zu machen, könne er auch nicht mit Sicherheit sagen. „Vielleicht hätte ich mir noch mehr Zeit genommen meinen wissenschaftlichen Neigungen nachzugehen, aber vielleicht wäre ich genauso ins Lehramt gegangen.“ Genau das hat der junge Vater nämlich jetzt vor.

Spagat gut hinzukriegen, auch wenn der bis jetzt einfacher war.“ Ein zuversichtliches Lächeln erscheint in seinem Gesicht. „Ich bin guter Dinge, dass es gelingen wird.“ ■

Den Spagat gut hinkriegen

Mittlerweile sind beide Elternteile mit ihrem Studium fertig. Während Michael Schäfer selbst bald ins Referendariat geht und an seiner Promotion weiterschreibt, befindet sich seine Frau zurzeit „in einem Schwebezustand, den man nach dem Studium so hat“. Ein wenig Sorge, dass er durch den erhöhten Arbeitsaufwand während des Referendariats nicht mehr so viel vom Alltag seiner Tochter mitbekommt, hat der junge Vater schon. Doch ist er optimistisch: „Ich hoffe trotzdem, den

Thomas Weidenheimer (*1965) ist Architekt und arbeitet im Dezernat 6 Bau- und Facility-management. Er lebt mit seiner Frau und Sohn Konrad (*2000) im Sauerland.



Der Freund und Ansprechpartner

Thomas Weidenheimer hat sich auf den Weg in mein Büro gemacht und kommt trotz dicker Baumwollmütze und Wintermantel etwas durchgefroren bei mir an. Zum Aufwärmen wünscht er sich daher erst Mal einen heißen Kaffee. Nachdem die dampfenden Tassen vor uns stehen, beginnen wir das Interview.

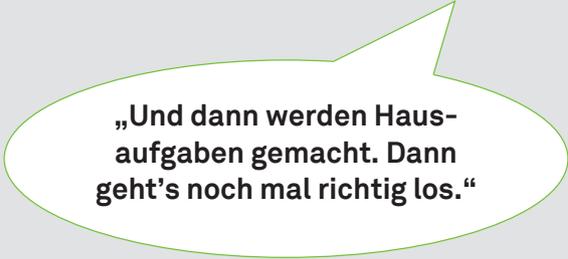
Planung ist alles

Herr Weidenheimer arbeitet jetzt seit sechs Jahren an der TU Dortmund. Das war für seinen persönlichen beruflichen Werdegang ein großer Schritt. „Bevor ich an der TU Dortmund angefangen habe, war ich zehn Jahre freiberuflich tätig. Irgendwann habe ich aber gesagt ‚Das haut so nicht mehr hin‘.“ Ernüchtert schüttelt er den Kopf. „Freiberuflichkeit ist ja auch immer ein finanzielles Risiko. Das geht rauf und runter, entweder haben Sie zu viel zu tun, dann sind Sie mal finanziell gesichert oder Sie haben gar nichts zu tun und müssen dann gucken wie es läuft. Die Uni hatte dann damals diese Stelle mit 30% ausgeschrieben. Das passte gut in meine Planung.“

Obwohl für ihn diese zehn Jahre eine aufregende und schöne Zeit waren, wollte er größere Kontinuität und Sicherheit in seinem Berufsleben schaffen, meint der Architekt schlicht. Die Stelle sei vor allem zeitlich ideal gewesen: „So konnte ich das ganz gut koordinieren. Ein Büro läuft ja weiter, denn Sie müssen die Sachen vorhalten. Auch wenn die Bauarbeiten abgeschlossen sind, dann haben Sie immer noch fünf Jahre Gewährleistung auf die normalen Bauleistungen. So arbeite ich immer noch die Projekte nach, die vor längerer Zeit stattgefunden haben.“

Jetzt arbeitet er vier Tage die Woche in Teilzeit und fühlt sich, was die Flexibilität und Sicherheit seines Berufes anbelangt, „sehr aufgehoben“.

In seinem derzeitigen Alltag kann er gut seine Pflichten als Vater mit denen als Angestellter der TU Dortmund vereinbaren. Natürlich nicht ohne eine gewisse Planung. „Zurzeit stehe ich jeden Morgen um fünf Uhr auf und lese dann erst Mal meine Zeitung, um selber wach zu werden“, erzählt er. Nebenbei achtet er darauf, dass alles für den Tag seines Sohnes Konrad vorbereitet ist. Ein wenig verschmitzt erklärt er: „Das sollte Konrad ja eigentlich selber machen, aber so ein paar Sachen laufen noch nicht rund, dass zum Beispiel der Tornister vernünftig gepackt ist usw.“. Anschließend ist er noch für das Wecken des 12-Jährigen zuständig, alles Weitere übernimmt danach seine Frau. Er selbst macht sich auf den Weg zur Arbeit, die momentan üblicherweise um halb acht beginnt und um 16 Uhr endet. „Danach sehe ich zu, dass ich schnell nach Hause komme.“ Der Vater lacht.



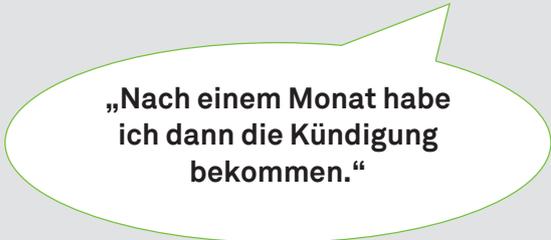
„Und dann werden Hausaufgaben gemacht. Dann geht's noch mal richtig los.“

„Also ich kann sagen, dass wir zum Teil bis halb sieben oder sieben Uhr beschäftigt sind, obwohl Konrad auf einer Ganztagschule ist, wo die Hausaufgaben eigentlich ja fertig sein sollten.“ Er zieht die Schultern in die Höhe. „Manche Kinder brauchen eben mehr, manche weniger Support.“ Da seine Frau als leitende Angestellte in einer Bank tätig ist, kommt sie meist erst spät nach Hause. „Damals, 6 Monate nach Konrads Geburt, ist meine Frau sofort wieder Vollzeit eingestiegen. Zwar hat sie heute freitags frei, doch in ihrer Branche ist es noch sehr schwierig, als Führungskraft Stunden zu reduzieren.“

Plötzlich freiberuflich

Als Konrad geboren wurde, war Thomas Weidenheimer selbst noch Angestellter in einem Architekturbüro. Er und seine Frau hatten den Wunsch, dass zumindest einer von beiden in Elternzeit gehen sollte. „Für mich war das ganz klar, dass ich das machen wollte“, erzählt der Architekt euphorisch. „Ich fand das gut. Meine Frau hätte das auch gerne gemacht, aber es ist nicht so, dass ich unbedingt Karriere machen wollte. Ein Angestellter im Architekturbüro wird ja auch anders bezahlt als eine leitende Bankangestellte. Das hatte wirtschaftliche Gründe, aber auch noch andere.“ Er erinnere sich noch gut daran, wie er sich auf die kommende Zeit mit

seinem Kind gefreut habe. Seine Miene verfinstert sich jedoch merklich, als er auf die Reaktion seines damaligen Chefs zu sprechen kommt. „Ich bin mit der frohen Botschaft zu meinem Chef gegangen und hab gesagt ‚So und so ist das, so und so stelle ich mir das vor‘ und dachte auch das würde klappen.“



„Nach einem Monat habe ich dann die Kündigung bekommen.“

Der Vater wirkt gefasst und gelassen. Doch in seinem Tonfall ist ein deutliches Unverständnis nicht zu überhören. „Natürlich stand ein anderer Grund – ‚betriebsbedingt‘ – in der Kündigung. Mein Chef wusste von meiner Einstellung zur Elternzeit, konnte es aber doch nicht in einem kleinen Architekturbüro mit nur fünf bis sechs Personen umsetzen. Es wäre für ihn wirtschaftlich nicht tragbar gewesen.“ Er seufzt auf. „Im Nachhinein denke ich, ich hätte einfach nichts sagen sollen.“

Statt in Elternzeit zu gehen war Thomas Weidenheimer dann plötzlich arbeitslos. „In der Zeit war es sehr schwierig, als Architekt Arbeit zu finden. Das ging nicht so einfach. Da

saß ich erst Mal Zuhause und wir haben überlegt was wir machen.“

Diese Zeit sei nicht einfach gewesen, erinnert sich Thomas Weidenheimer ernst. „Wir sind auch noch umgezogen und Konrad war unterwegs und meine Frau konnte nicht mehr arbeiten. Das war schon schwierig. Da habe ich gesagt ‚Pass mal auf, wenn das jetzt überhaupt nichts wird, dann helfe ich mir selbst und mache mich selbstständig‘.“ Abrupt hellt sich seine Miene auf. „Und dann hatte ich Glück. Ich habe meine Diplomarbeit für das Archiv der Stadt Iserlohn gemacht. Dadurch hatte ich ein paar Kontakte.“ Und die passende Idee, wie er begeistert berichtet: „In der Zeit kam es auf, dass Brandschutz vermehrt angefragt wurde, von Schulen und anderen Organisationen. Da habe ich dann von der Stadt drei oder vier Aufträge bekommen. Die konnte ich für mich nutzen und daraus eine Freiberuflichkeit machen.“

Laufstall und Schreibtisch

„In diesem Rahmen hatte ich auch die romantische oder retrospektiv betrachtet „naive“ Vorstellung, das Kind nebenher zu betreuen. Einen Laufstall neben meinem Schreibtisch!“ Der Vater lacht selbstironisch auf. Er sei schnell eines Besseren belehrt worden. „Die Vorstellung, dass man mit Baby auf dem

Schoß am Schreibtisch sitzen kann, war schlicht gesagt: blauäugig. Ich hatte aber damals geglaubt, dass es so laufen kann.“ So erinnert er sich, dass er Konrad auch bei Inspektionsbesuchen auf Baustellen dabei hatte, in einem Tragetuch. Darüber kann er heute nur noch befremdlich den Kopf schütteln. „Das kam natürlich total schräg rüber und funktionierte letztendlich auch nicht.“

Anders als ursprünglich angedacht, gestaltete sich der Alltag für Thomas Weidenheimer und seinen Sohn letztendlich so, dass Konrad häufiger auch bei den Großeltern untergebracht war. Der Vater lächelt etwas verschämt: „Zum Schluss war das doch relativ viel. Es war dann doch so, dass er vier Tage in der Woche zur Hälfte bei meiner und der Mutter meiner Frau war, aber wie gesagt, es war erst Mal anders überlegt.“ Als Konrad dann in den Kindergarten kam, fügten sich die Dinge wieder glücklicher und planbarer für den Vater. „Da hatte ich dann das Glück, dass ich direkt neben dem Kindergarten ein kleines Büro bekommen habe. Ich habe ihn dann morgens zum Kindergarten gebracht und mittags wieder abgeholt und zur Oma gefahren. Da war er dann den Nachmittag über. Das ging so die ganze Kindergartenzeit und lief auch ganz gut.“

Durch diese Konstellation konnte er selbst jedoch schneller vor Ort sein, wenn mal etwas

war. Außerdem war es ihm möglich, sich aktiv an den gemeinschaftlichen Veranstaltungen des Kindergartens zu beteiligen. Er erinnert sich amüsiert:

„Ich war der einzige Vater zwischen sehr vielen Müttern.“

„Mit meinem Sohn habe ich im Kindergarten gebastelt und an vielen anderen Aktivitäten teilgenommen. Wir haben viel gemacht. Ich konnte ja einfach rübergehen. Das ließ sich mit meiner Arbeit gut vereinbaren.“ Klar sei es auch anstrengend gewesen, gesteht der Vater, „aber es war eine tolle Zeit, die ich nie vergessen werde!“

Uni als Insel

In seinem Bekanntenkreis konnte er sich damals auch mit anderen Vätern und Eltern austauschen, die Kinder in Konrads Alter hatten, entsinnt er sich. Doch die Betreuungsart, die er und seine Frau gewählt hatten, war nach seiner Einschätzung für die damaligen Verhältnisse recht ungewöhnlich. Im Kindergar-

ten sei er als einziger Vater schon sehr aufgefallen. „Naja, das polarisiert schon.“ Er überlegt kurz. „Es gab dort Mütter, die das gut fanden und manche, die fanden das eher eigenartig. Das war sehr unterschiedlich. Manchen Frauen merkte man an, dass sie eine konservative Vorstellung von Familie hatten, in der Rollen ganz klar strukturiert sein sollten. Der Vater geht arbeiten und die Mutter bleibt zu Hause und kümmert sich um die Kinder.“

Thomas Weidenheimer verdreht die Augen. Manchmal habe er den Eindruck gehabt, dass manche Frauen den Aufbruch solcher Rollenverteilungen keineswegs positiv aufnahmen und er mag auch nicht beschwören, ob sich an dieser ambivalenten Wahrnehmung insgesamt sonderlich viel geändert hat. „Das ist an der Uni anders, das hier ist eine Insel“ meint er schmunzelnd.

„Hier sieht es anders aus, aber im normalen Leben denke ich, meint ein großer Teil noch, dass die Mutter eigentlich zuhause bleiben sollte und der Vater das Geld einbringt.“

Ob es gut oder schlecht für das Kind sei, wenn der Vater an Stelle der Mutter zuhause ist, mag Thomas Weidenheimer nicht beurteilen. Meine Frau wäre auch gerne bei Konrad geblieben, aber weil meine Frau ihren guten Job als Führungskraft behalten wollte, nachdem Sie ja jahrelang dafür studiert hatte, konnte sie keine längere Auszeit nehmen. Dann wäre sie automatisch draußen gewesen. Das wollten wir in der damaligen Situation nicht riskieren. Letztlich seien, so betont er, aber immer die jeweiligen Umstände entscheidend.

Beiden Elternteilen ging es im Leben nie um eine klassische Karriere. „Ist es tatsächlich wichtig einen Job zu haben, der viel Geld einbringt oder gibt es vielleicht auch Dinge, die auf andere Art und Weise eine Karriere darstellen?“ Fragend sieht mich der 47-Jährige an und hält kurz inne. „Zum Beispiel Erkenntnis, Lebenserfahrung und Zufriedenheit. Diese Dinge muss man nicht zwangsläufig durch einen Beruf erlangen“, meint er schließlich nachdenklich.

„Ich glaube, dass Karriere viel mit innerer Zufriedenheit zusammenhängt.“

„Das war für mich auch der Grund, die Zeit mit Konrad zu nutzen. Jeder muss seine eigenen Ziele haben.“

In der Retrospektive meint Thomas Weidenheimer, dass sein Leben durch die Geburt von Konrad in andere Bahnen gelenkt wurde. „Ich bin ja dadurch in die Freiberuflichkeit gezwungen worden, mehr oder weniger. Ich wäre sonst wahrscheinlich immer noch in einem Architekturbüro.“ Traurig ist er über die reale Entwicklung also keineswegs.

„Die Zeit damals war super anstrengend, aber da habe ich auch viel gelernt.“

Durch seinen Sohn habe er nicht zuletzt auch sich selbst noch einmal ganz anders kennengelernt, meint er selbstsicher.

Strauß voller Rollenerwartungen

Welche Art von Vater er ist, kann er dennoch nur schwer einschätzen. „Ja das ist nicht so einfach“, meint er unsicher und überlegt noch

einmal einen Moment. „Das ist ja ein bunter Strauß, den Sie abdecken müssen. Da könnte ich gar nicht sagen, was dominiert: Sie müssen streng sein, Sie müssen erziehen, Sie müssen Freund sein, Sie müssen Ansprechpartner sein für alle Dinge.“

Er selbst habe sich diese Frage nie gestellt und sie daher vor dem Interview an Konrad delegiert. „Mein Sohn meinte, dass ich vielleicht ein Kumpel oder Freund wäre.“ Der Vater lacht auf. „Das fand ich ganz lieb von ihm, aber das umfasst ja nicht alles.“ Etwas ernster fügt er hinzu: „ich hoffe eigentlich nur, dass ich allem einigermaßen gerecht werden kann; vor allem natürlich Konrad.“ ■



**Ein eingespieltes Team:
Thomas Weidenheimer und sein Sohn Konrad.**

Foto: Privat

Resümee

Vom Schweizer Taschenmesser bis zum Organisator – die Rollen- und Lebensentwürfe der vorgestellten Väter sind ebenso vielfältig wie komplex. Dennoch lassen sich bei genauerem Hinsehen bestimmte Aspekte ausmachen, die in allen hier versammelten Biografien eine Schlüsselposition einnehmen. Aus einer wissenschaftlichen Perspektive heraus lassen sich gewinnbringende Anregungen für die weitere Väter- und/oder Geschlechterforschung ableiten.

In allen Interviews ist eine grundlegende Abkehr oder zumindest eine Reflexion der tradierten **Geschlechterrollen** deutlich zu erkennen. Die berichteten Vaterkonzepte sind Teil eines Männlichkeitskonzepts, das sich nicht mehr rein aus der Erwerbsarbeit, sondern auch in großem Maße aus der Familienarbeit speist (vgl. Meuser 2011). In diesem Zuge überträgt sich das Vereinbarkeitsproblem, das lange Zeit vorwiegend weiblich konnotiert war, nun auch auf die Väter, wobei sich jedoch Ambivalenzen zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie Selbst- und Fremdansprüchen ausmachen lassen. So lässt sich zum Beispiel beobachten, dass alle Väter die Rolle des „Ernährers“ als alleiniges Charakteristikum ihrer Selbstdefinition deutlich ablehnen. Der Tenor lautet vielmehr, dass die Rolle „von allem ein bisschen sei“,

wie Kai Schmidt es treffend formuliert, „irgendwie so eine Mischung“ aus verschiedenen Typen. Die Ernährer-Rolle wird dabei oftmals mit der Erinnerung an den eigenen Vater oder an Vorbilder aus dem 19. Jahrhundert verbunden, wovon sich die meisten interviewten Männer jedoch distanzieren wollen.

Interessant ist hier, dass die Existenz einer gesellschaftlichen Erwartung vorausgesetzt wird, nach der die Väter gegenwärtig nicht mehr nur Ernährer sein dürfen. „Das Modell geht heute nicht mehr“ meint Andreas Rabe und verweist in diesem Zuge auch auf feministische Emanzipationsbewegungen, die nicht nur das Bild der Frau, sondern ebenso das des Mannes grundlegend verändert haben. Zugleich sehen sich die Väter in Elternzeit aber auch mit Reaktionen konfrontiert, die den scheinbar doch immer noch gesellschaftlich fest verankerten traditionellen Vorstellungen entsprechen und die den aktiven Vätern noch äußerst skeptisch entgegengebracht werden. Carsten Fesslers Feststellung, dass er und seine Freunde noch „wie Außerirdische angeguckt“ werden, wenn sie morgens mit ihren Kindern in den Zoo gehen, bringt dies auf den Punkt.

Spannend ist in diesem Zusammenhang auch die Beschreibung, dass **Netzwerke** unter Vätern de facto derzeit noch nicht existent zu

sein scheinen. Jene Väter, die mit ihren Kindern an Aktivitäten wie z. B. Babyschwimmen teilgenommen haben berichteten im Gegenteil davon, dass sie weitgehend „allein unter Müttern“ waren, und empfanden es als schwierig, in diese Gruppierungen hinein zu kommen. Ebenso scheint auch im Alltag das Knüpfen neuer Kontakte nach wie vor in erster Linie durch Mütter initiiert, wie Andreas Rabe in dem Hinweis deutlich macht, dass seine Frau „da Expertin drin ist“. Zugleich geben jedoch alle Väter an, sich auf die ein oder andere Weise mit anderen Männern auszutauschen, seien es nun Freunde oder neue Bekannte. Kai Schmidt resümiert diesbezüglich, dass es gut sei, „dass man ein paar andere Väter kennt, sonst hält man es nicht aus“. Dieser zwar zynische Einwurf verweist jedoch auf einen offenbar vorhandenen Gesprächsbedarf der Väter, der allerdings bislang vorwiegend auf persönlicher Ebene verhandelt wird. Der Wunsch nach gezielten (in-)formellen Netzwerken wird überdies vor allem von den Vätern geäußert, die Elternzeit in Anspruch genommen haben. Diese Ambivalenz zwischen individuellen Wünschen und einem schwach ausgeprägten infrastrukturellen Angebot wurde in Theorie und Praxis bislang kaum registriert.

Die **berufliche und finanzielle Situation** der Väter nimmt in der eigenen Rollendefinition trotz erkennbarer Modifikationen nach wie

vor einen zentralen Stellenwert ein. So betonen zwar alle Väter, dass sie die „Ernährer-Rolle“ ablehnen, können aber dennoch in den meisten Fällen nicht leugnen, sie teilweise ausfüllen zu müssen. Zum Zeitpunkt der Interviews sind sechs Männer Alleinverdiener, eine Frau befindet sich gerade in Ausbildung, und lediglich ein Mann gibt an, dass seine Frau derzeit mehr verdiene als er. Diese doch eher klassisch anmutenden Ernährer-Hausfrau-Modelle begründet Joachim Kreische mit dem Hinweis, dass „das auch mit materiellen Verhältnissen zu tun“ habe.

Hier ist das Lohn- und Beschäftigungsgefälle zwischen den Geschlechtern der relevante Faktor: Frauen verdienen bei gleicher Qualifikation in Westdeutschland durchschnittlich 23% weniger als Männer und – insbesondere im Falle von Mutterschaft – wesentlich häufiger in Teilzeit arbeiten (vgl. Dossier des BMFSFJ 2009). Auf das geringere Einkommen kann eher verzichtet werden und die schlechter verdienende Frau reduziert ihre Arbeitszeit. Zum Anderen spielt hier auch die Problematik der knappen und sehr begehrten KiTa-Plätze eine fast schon paradoxe Rolle: reduziert sich das Familieneinkommen durch Teilzeit, müssen dennoch die Kosten für einen Kinderbetreuungsplatz aufgebracht werden, die ein zweites Einkommen für viele Paare notwendig macht. Nicht zuletzt bringt schließlich Carsten Fessler in die Diskussion

ein, dass nicht alle Eltern gewillt sind, ihren Nachwuchs so früh wie möglich in fremde Hände zu geben, womit er eine Mentalitätsfrage anspricht, die in der Vereinbarkeitsdebatte oftmals außen vor gelassen wird. Die hier präsentierten Väter wollen Zeit mit der Familie verbringen und am Leben ihrer Kinder teilhaben.

Interessanterweise entsprechen die **Karrieredefinitionen** der Väter durchgängig nicht einer klassischen, bewusst forcierten Aufstiegserzählung. Als wichtigstes Karriereziel wird ausnahmslos Spaß und Flexibilität im Job genannt. Letzteres steht dabei für die Möglichkeit, in einem Notfall spontan reagieren und ggf. bei der Arbeit ausfallen zu können. Karriere und Familie spielen in der Lebenswelt der Väter überwiegend gleichberechtigte Rollen, teilweise wird Familie sogar in den Vordergrund gestellt. Zugleich sehen sich die Väter jedoch mit Arbeitsbedingungen konfrontiert, die ihrem Wunsch nach Zeit für die Familie nicht immer entgegenkommen. Hier offenbart sich ein Unterschied zwischen den befragten Wissenschaftlern einerseits und den Verwaltungsangestellten andererseits. Erstere verbringen nach eigenen Aussagen sehr viel Zeit in den Beruf und stecken daher familiär zurück. Der von Alexander Schnurr benannte hohe Publikationsdruck und die befristeten Arbeitsverhältnisse

produzieren einen konstanten Aufstiegsdruck, der eine längere Auszeit, wie z. B. Elternzeit, kaum zulässt und der überdies belastend ins Familienleben hineinwirkt. Der Selbstanspruch einer weitgehend ununterbrochenen Anwesenheit am Arbeitsplatz erscheint hier sehr stark ausgeprägt und korreliert mit einer tradierten Wissenskultur, deren Anwesenheitsdiktat ein familiäres Engagement beeinträchtigen kann (vgl. Döge 2007).

Professoren wie Wolfgang Sonne und Andreas Hoffjan berichten von Problemen, die sich durch diverse Umzüge und Auslandsaufenthalte auf dem Weg zum Ziel Professur ergaben. Dass die überwiegende Zahl der Väter gar keine oder nur zwei Monate Elternzeit in Anspruch genommen hat, überrascht aus dieser Perspektive nicht. Kai Schmidt weist darauf hin, dass man als Wissenschaftler „Karriere machen muss“, wenn man Sicherheit haben will (vgl. Selent/Schürmann/Metz-Göckel 2011). Demgegenüber sehen sich die Verwaltungsangestellten beruflich in einer vergleichsweise sorgenfreien Position. Ihr Blick in die Zukunft fokussiert auf familiäre Themen, wie die weitere Entwicklung der Kinder, während die Aussicht der Wissenschaftler in erster Linie ökonomische Verhältnisse betrifft. Angesichts dieser sehr ambivalenten Gegenüberstellung von individuellen Wünschen und institutionellen Zwängen sehen

alle Väter — Wissenschaftler oder Verwaltungsbeschäftigter — dringenden Handlungsbedarf, denn „ein befristeter Job ist Gift für eine Familie“, wie Andreas Rabe prägnant resümiert.

Die vorliegenden Interviews präsentieren somit nicht nur Rollenvorbilder für andere und werdende aktive Väter, sondern geben auch Einblicke in ein äußerst spannungsgeladenes, komplexes Gefüge von Identitätskonstruktionen in einem Moment des Wandels tradierter Gesellschaftsformen. Das klassische Familienbild wird derzeit einer grundlegenden Reform unterzogen, was im heterosexuellen Familienmodell eine konflikthafte Neuaushandlung bestehender Mutter- und Vaterrollen nach sich zieht.

Daraus ergeben sich spannende Fragestellungen, sowohl für das Individuum als auch für die Politik und die Wissenschaft, die dringend und breit diskutiert werden sollten. Was sind heute familienfreundliche Arbeitsbedingungen an einer Universität und wie können sie insbesondere im Wissenschaftsbereich geschaffen werden? Wie kann der Ambivalenz von traditionellen und modernen Familienbegriffen begegnet werden? Was kann getan werden, um die Entstehung von Vätern

Netzwerken zu begünstigen? Diese Broschüre mag zu diesen und weiteren Fragen einen Denkanstoß gegeben haben.

Nadine Dannenberg
Debora Rahma
Ute Zimmermann

Literatur:

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Dossier: Entgeltungleichheit zwischen Frauen und Männern in Deutschland, Berlin 2009.

Döge, Peter: Männer – auf dem Weg zu aktiver Vaterschaft?, in: APuZ 7/2007, S.27-32.

Meuser, Michael: Die Entdeckung der „neuen Väter“. Vaterschaftspraktiken, Geschlechternormen und Geschlechterkonflikte, in: Hahn, Kornelia / Koppetsch, Cornelia (Hg.): Soziologie des Privaten, Wiesbaden 2011, S.71-82.

Selent, Petra / Schürmann, Ramona / Metz-Göckel, Sigrid: Arbeitsplatz Hochschule. Beschäftigungsbedingungen und Kinderlosigkeit des wissenschaftlichen Personals an Universitäten in Deutschland, in: Klammer, Ute / Motz, Markus (Hg.): Neue Wege - Gleiche Chancen: Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, Wiesbaden 2011, S.331-361.



Foto: Jill Liebhaber

Jeffrey Brown (*1975) ist in Michigan (USA) geboren und aufgewachsen. Er lebt mit Frau und Sohn in Chicago.

Der Comicvater

Im Jahr 2000 zog Jeffrey Brown nach Chicago und besuchte dort das School of the Art Institute. In der Endphase seines Studiums zum Master of Fine Arts (MFA), gab er das Malen auf und begann sich ernsthafter dem Comiczeichnen zu widmen. In der Comicszene sorgte er bald darauf für Aufruhr mit seiner im Eigenverlag herausgegebenen Liebesgeschichte „Clumsy“, die viel Zuspruch von Cartoonisten und Lesern erhielt und schließlich vom Verlag Top Shelf aufgenommen wurde. Weitere gefeierte Graphic Novels folgten und etablierten Brown sowohl als sensiblen Chronisten von bittersüßer Romantik (Unlikely, Any Easy Intimacy) wie auch als Meister des trockenen, absurden Humors (Incredible Change-Bots, I Am Going to Be Small).

Weitere Arbeiten umfassen u.a.: ein animiertes Musikvideo für Death Cab for Cutie (US-amerikanische Indierockband), die autobiographische Sammlungen Little Things, Funny Misshapen Body und Undeleted Scenes, sowie die Dokumentationen Cat Getting Out of a Bag und Cats Are Weird. Er war mit seinen Arbeiten u.a. im Museum of Contemporary Art Chicago vertreten und unterrichtet gelegentlich im Comiczeichnen am School of the Art Institute of Chicago. Die Star Wars-Reihe mit Darth Vader & Son, Vader's Little Princess und Jedi Academy) ist sein neuestes Projekt (erschienen 2012 und 2013).



Zeichner Jeffrey Brown mit seinem Sohn.
Cartoon: Jeffrey Brown

Quelle Biographie Jeffrey Brown:
<http://www.topshelfcomix.com/catalog/jeffrey-brown>
Übersetzung: Nadine Dannenberg

Impressum

Herausgeberin:

Technische Universität Dortmund

Stabsstelle Chancengleichheit, Familie und Vielfalt

in Kooperation mit der Gleichstellungsbeauftragten der TU Dortmund

44221 Dortmund

Redaktion: Debora Rahma, Nadine Dannenberg, Ute Zimmermann

Gestaltung: Nadine Dannenberg, Ute Zimmermann

Druck: Heinze Druck + Kommunikation, Dortmund

Auflage: 1.500 Stück

Stand: August 2013

Alle Portraitfotos: privat

Haftungsausschluss:

Die Angaben erfolgen ohne Gewähr.

